Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 1. Oktober 1934 Nummer 19

Inhalt

Erntetag ..... Henry Bouché
Erntedank ..... Johannes Herzog
Die Zukunft von Lausanne ..... Otto Piper
Von Max Maurenbrecher und seiner Gegenwartsbedeutung ..... Georg Witzmann
Die Selbsttäuschung der „Deutschgläubigen" ... Julius Richter
Gesangbuchfrömmigkeit ..... Martin Rade
Zwei Briefe Luthers ..... August Schowalter
Zur Ethik des älteren Protestantismus ..... Karl Beth
Hegel als Revolutionär .....
Rudolf Schwarz und seine Werke ..... Alma Böcker
Zu Daniel Greiners Bilderbibel ..... Rudolf Günther
Hilfsdienst ..... Heinrich Hauser
Lob der Schöpfung ..... Irmgard von Schubert
Predigten Deutscher Christen ..... Wilhelm Bornemann

Aus Zeitschriften
Urkunden

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Das fesselnde Lebensbild einer großen Frau, mittelalterliches Heldenlied u. moderner Roman zugleich!

Methild und das Reich der Deutschen

von

M. J. Krück von Poturzyn

Die Geschichte einer Frau zwischen Deutschland und Britannien

In Leinen gebunden M 5.25

Die Lebensgeschichte von Methild, der Tochter Heinrichs I. von England, die zwölfjährig dem deutschen Kaiser Heinrich V. angetraut wurde, ist beides: ein Frauenleben von ungewöhnlichem Reiz und ein Epos von dichterischer Größe. In wachsender Ergriffenheit folgen wir dem spannenden Schicksal dieser bedeutenden Frau, die als englische Thronerbin ihre ganze Größe erreichte und Brücke sein wollte zwischen England und Deutschland. Ihr Bild ist auf dem farbigen Grund großer geschichtlicher Ereignisse gezeichnet.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

eröffnet mit dem

Oktoberheft

ihren

37. Jahrgang

Immer gleich nützlich und dankenswert gründlich ist die fachlich kaum entbehrliche Arbeit jener regelmäßigen Sparten, in denen kritisch und chronistisch aus dem unabsehbar reich fließenden Geschehen in der Literatur und ihren Randgebieten ein vorläufiges Fazit für das zeitgenössische Augenmerk gezogen wird. In dieser verantwortungsvoll ernsthaften und möglichst umfassenden Auslese der betrachtungswürdigen Gegenstände aus der deutschen wie der Welt-Literatur und ihrer knappen, recht instruktiven Markierung findet der Leser ein „Schwarzes Brett", das zudem für Spezialinteressen die Wege weist zur Auffindung einschlägigen Materials in den verdienstlichen bibliographischen Notizen. Magdeburgische Zeitung

Vierteljährlich M 5.–, Einzelheft M 2.–

Probehefte kostenlos

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

In Kürze erscheinen:

Der „Eckart-Kreis"

Stimme und Gespräch

der eckart kreis · stimme und gespräch

Band 11: **„Der goldene Ring."** Vorbildliches deutsches Familienleben in Ehe- und Elternbriefen. Herausgegeben von Anne und Hermann Haß. Umfang etwa 7 Bogen, Ladenpreis etwa RM 1.60

Band 12: **„Preussischer Choral."** Deutscher Soldatenglaube in drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. Umfang etwa 9 Bogen, Ladenpreis etwa RM 2.–

Band 13: **„Wir geh'n dahin."** Ein Trostbuch. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. Umfang etwa 4 Bogen, Ladenpreis etwa RM 1.–

Weitere Bände in Vorbereitung!

Eckart-Verlag G. m. b. H. / Berlin-Steglitz

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 19 Gotha, 1. Oktober 1934 48. Jahrgang

Inhalt: Erntetag [Sp. 865] — Erntedank [Sp. 865] — Die Zukunft von Lausanne [Sp. 867] — Von Max Maurenbrecher und seiner Gegenwartsbedeutung [Sp. 871] — Die Selbsttäuschung der „Deutschgläubigen" [Sp. 874] — Gesangbuchfrömmigkeit [Sp. 876] — Zwei Briefe Luthers [Sp. 880] — Zur Ethik des älteren Protestantismus [Sp. 884] — Hegel als Revolutionär [Sp. 886] — Rudolf Schwarz und seine Werke [Sp. 888] — Zu Daniel Greiners Bilderbibel [Sp. 894] — Hilfsdienst [Sp. 896] — Lob der Schöpfung [Sp. 900] — Aus Zeitschriften [Sp. 900] — Urkunden [Sp. 901] — Predigten Deutscher Christen [Sp. 902] — Bücher und Schriften: Das Gottesbild Jesu (Hoffmann); Das Johannesevangelium als Alterswerk (Hoffmann); Germanische Religion und Sachsenbekehrung (Dörries); Die Deutsche Thomas-Ausgabe; Vom Rittertum der Theologie. „Hart am Wort" (Vollrath); Deutsche Lebensreligion (Cehak); Gebete für das Jahr der Kirche (Ritter); Erntedank; Zur Freiheit berufen; Deutsches Kirchenleben in Südafrika (Spanuth); Deutsche Volksmedizin (Jungbauer) [Sp. 903] — Chronik [Sp. 907] — Verschiedenes: Die Ostasienmission; Der Diensteid der evangelischen Pfarrer; Um die Deutsche Evangelische Kirche; Die theologischen Denkschriften; Die Zahl der Studenten der evangelischen Theologie; Fanö; Wichtiger Handschriftenfund [Sp. 910] — Versammlungskalender [Sp. 912] — Anzeigen

Erntetag

Versonnen träumt der Tag im goldnen Lichte,
Die Erde blüht ihm inbrunstvoll entgegen.
Urtiefe Reife atmet rings die Welt,
Und starke Äste wiegen ihre Früchte
Und neigen sich in überreichem Segen. —
Schon blitzt die Sense auf im Erntefeld.

Und du, o Seele? Eine bange Frage!
Wohl blühst du noch in bunten Lebensfarben,
Wohl prangst du noch in froher Schaffenskraft.
Auch deine Stunde kommt an deinem Erntetage!
Ob du dann Segen birgst wie dort die Garben?
Und reife Frucht, wenn dich die Sense rafft?

Henri Bouché

Erntedank

Apostelgesch. 14, 17: Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes getan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllt mit Speise und Freude.

Wir Kinder des 20. Jahrhunderts und besonders die Stadtmenschen unter uns waren von der Naturgebundenheit und -verbundenheit allmählich weit abgekommen und die große Ernährungsfrage schien weithin vom lediglich ökonomischen, volkswirtschaftlichen Denken bestimmt, kurzum von der Vernunft allein beherrscht und aufgesogen. Da hat uns Deutsche die harte Hungerkur des Weltkriegs, die durch die Blockade der Feindmächte uns auferlegt war, es in empfindlichem Maße zum Bewußtsein gebracht, wie teuer wert die Schöpfungsgaben sind; sie hat uns nicht nur das Danken wieder gelehrt, das so weithin vergessen war, sondern etwas viel Größeres, Geheimnisvolleres ahnen lassen (und zwar besonders die, welche hart um ihr Dasein ringen mußten): das Geheimnis des Ineinander von Natur und Gott, Schöpfer und Schöpfung — schlicht ausgedrückt: das Geheimnis des göttlichen Segens in den Naturgütern, von dem der schwäbische geistliche Liederdichter Hiller singt:

So nähret allerwegen uns ein geheimer Segen.
Wie dieses mag geschehen, das kann man nicht verstehen,
Allein man sieht am Ende: es ging durch Gottes Hände.

Es ist mir unvergeßlich, wie gerade in jenen Notzeiten eine arme Lehrerstochter, die in bedrängtesten Umständen lebte, aus ihrer Erfahrung heraus das schöne Wort prägte: „Wenn alles aufschlägt, so schlägt auch der Segen Gottes auf." Damit meinte sie gerade nicht sein Teurer- und Narer-, sondern sein Größer- und Reicherwerden.

Ist es nicht angebracht, an dem im Deutschen Reich jetzt gemeinsam gefeierten Erntedankfest diesem Geheimnis nachzusinnen, das der Apostel Paulus in Lystra in seiner Rede an die Heiden dieser Stadt in die obigen Worte kleidete? Damit wir bei dem Ineinanderschauen von Gott und Natur erkennen, wie „der lebendige Gott, der Himmel und Erde und das Meer und alles was darin ist, gemacht hat, sich selbst nicht unbezeugt gelassen hat". Wie und wiefern bezeugt er sich darin, „sein unsichtbares Wesen, d. i. seine ewige Kraft und Gottheit"?

Paulus hebt drei Punkte hervor. Erstens: „er hat uns viel Gutes getan". Das „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist" kann man freilich an den Naturgütern nur dann recht erleben, wenn man zu der Quelle geht, wenn man's aus erster Hand nimmt und empfindet, wenn man im Frühling durch die Auen geht und sieht, wie die Gestalt der Erde sich verjüngt, oder im Sommer durch die Gärten und Kornfelder und im Herbste unter die früchteschweren Bäume — sind diese Gaben erst durch soundso viele Menschenhände, ihren Handel und Verkehr gegangen, so hat sich soviel Staub daraufgelegt, daß der Empfänger das Bild und die Ueberschrift des Schöpfers, der die Güte selber ist, nicht mehr recht erkennt. Aber was ist's mit den Naturkatastrophen, Sturm und Wetter, Blitz und Hagel und Dürre, und mit den Hungersnöten? Wo ist da die Güte? Antwort: Jene Katastrophen können, so hart sie im einzelnen sein mögen, die große Linie des Schöpfungsbundes nicht aufheben, die als uralte Hieroglyphe der Menschheit ins Herz geschrieben ist: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Sommer und Winter." Denken wir aber an eine Hungersnot, wie die jetzige in Rußland, so wissen wir ja, wie viel menschliche Sünde und Liebelosigkeit daran schuld ist und die Güte des Schöpfers durchkreuzen kann.

Noch deutlichere Blicke bietet die Ineinanderschau von Gott und Natur, wenn wir das zweite Wort betrachten: „er hat uns vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben". Ist nicht jeder neue Jahrgang von der Aussaat bis zur Ernte immer auch ein neues Rätsel, ein Geheimnis für sich, das sich dann im Herbste löst? Keiner ist wie der andere, jeder unberechenbar. Die Komponenten, die wir kennen, sind drei: Naturkraft, Wind und Wetter (Sonnenschein und Regen) und endlich die menschliche Arbeit selbst, allerdings variable Größen, aber konstant in ihrer Zusammenwirkung. Zwischen und über ihnen aber webt erfahrungsgemäß eine vierte unbekannte, nicht zu berechnende Größe, die immer in rätselhafter Weise Ausgleiche und Kombinationen schafft, daß immer irgendwie „fruchtbare Zeiten" herauskommen für den, der Augen hat zu sehen und Empfindungsorgane, sie zu fühlen. Diese nicht imaginäre, sondern wirkliche Größe

können wir nur das Geheimnis des göttlichen Segens nennen, göttliche Vermehrungskraft, ein Wunder im Natur- und Alltagsleben, von dem nur der glaubende und betende Mensch weiß.

Endlich darf nicht vergessen sein der dritte Wink: er hat „unsere Herzen erfüllt mit Speise und Freude". Das will offenbar besagen, daß Speise und Trank dem Menschen Freude oder „Frohsinn" (so wörtlich) bringen sollen. Sie sollen nicht nur den Hunger stillen, nicht nur ein Lebens- und Erhaltungsmittel sein. Der Schöpfer hat eine solche Fülle von Würze und Aroma in die Gewächse der Erde ausgegossen; daran sollen wir seine mannigfaltige Güte schmecken. Es heißt doch nicht umsonst: „Mein Leib und meine Seele freuen sich in dem lebendigen Gott." Was liegt daran, wenn der Genußsüchtige und der Feinschmecker die Gaben Gottes mißbraucht — zu seinem eigenen Schaden? Darum bleibt es doch dabei: alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird, mit dem Dank, der von der Gabe zum Geber aufsteigt, den Menschen mit seinem Schöpfer verbindet.

Zu dieser inneren Verbindung zu gelangen, das ist der Ruf des Erntedankfestes an uns.

Eßlingen Johannes Herzog

Die Zukunft von Lausanne

1. Die Leistungen der Konferenz von 1927

Im Augenblicke, wo die kirchlichen und theologischen Führer der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order) sich erneut versammeln, um über die Abhaltung einer zweiten Weltkonferenz Beschluß zu fassen, lohnt es sich, einmal zu fragen, was denn in der Zeit seit der ersten Konferenz von 1927 erreicht ist und welche Gründe für oder gegen die baldige Abhaltung einer neuen Konferenz sprechen. Als die erste Konferenz einberufen wurde, waren sich die Veranstalter keineswegs darüber einig, was ihr Ziel sein sollte. Neben solchen, die nur einen freimütigen Austausch theologischer Meinungen erwarteten, standen Andere, die eine Wiedervereinigung der vielen getrennten Kirchen erhofften. Verheißungsvolle Vorarbeiten in der letzteren Richtung waren bereits im Gange: die Vereinigung der evangelischen Freikirchen in Kanada, der methodistischen Kirchen in England, der südindische Vereinigungsplan, die Annäherung der evangelischen Kirchen in Oesterreich, die Verhandlungen der Anglokatholiken mit den orthodoxen Kirchen des Ostens über die Anerkennung der apostolischen Sukzession. Aber all diese Dinge hatten auf die Entwicklung in Lausanne keinen großen Einfluß. Wohl machten die Anglokatholiken den Versuch, durch Aufstellung gemeinsamer Bekenntnissätze über Evangelium, Kirche und Sakramente eine äußere Einheit herzustellen, die als die Grundlage für eine innere Annäherung gedacht war. Aber es stellte sich heraus, daß bereits die Sätze über das Evangelium ihre allseitige Annahme nur dem Umstande verdankten, daß sie ganz unbestimmt und abstrakt waren. So stieß denn auch die Lieblingsidee der Anglokatholiken, die bischöfliche Verfassung allen christlichen Kirchen zu empfehlen, weithin auf Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung. Denn wenn das Bischofsamt nur dem Namen nach allen Kirchen gemeinsam ist, in der Sache aber die einen eine Glaubensnotwendigkeit sehen, die anderen dagegen nur eine äußere Organisationsform, so bleibt ja in einem entscheidenden Punkte der Gegensatz weiter bestehen. (Bekanntlich ist dies Problem einer der Hauptgründe, weshalb die Kirchenvereinigung in Südindien immer noch nicht wirklich geworden ist.)

Sobald man sich diese Schwierigkeiten in Lausanne klargemacht hatte, beschränkte sich die Konferenz mehr und mehr auf die theologische Erörterung der vorgeschlagenen Probleme, und die dann aufgestellten Sätze sagen viel mehr und Bestimmteres über die Punkte, in denen man sich noch nicht geeinigt hat, als über das, was man an Wesentlichem gemeinsam besitzt. Daneben war freilich auch noch eine andere Tendenz spürbar: man suchte auf dem direkten Wege gottesdienstlicher Gemeinschaft zu einer Einigkeit zu kommen. Dem sollten die großen interkonfessionellen Gottesdienste in der Kathedrale zu Beginn und Ende der Konferenz dienen, und ebenso die gemeinsamen Abendmahlsgottesdienste. Aber hierbei zeigte sich die ganze Schwierigkeit der Aufgabe. Wohl war es möglich gewesen, alle Teilnehmer zu einem Predigtgottesdienst zu vereinigen, aber große Gruppen verweigerten sich gegenseitig das Abendmahl.

2. Die Leistungen des Fortsetzungsausschusses

Die große geschichtliche Bedeutung von Lausanne soll durch diese kritische Betrachtung nicht herabgesetzt werden. Zum ersten Male seit der Reformation trafen sich in Stockholm 1925 und in Lausanne 1927 Vertreter fast aller nichtrömischen Kirchen und brachten damit zum Ausdruck, daß das bisherige beziehungslose und zum Teil feindliche Nebeneinanderleben der Konfessionen sich nicht mit dem Willen Christi verträgt. Insofern kann man den großen Bußgottesdienst in der Mitte der Konferenz als den Höhepunkt bezeichnen. Daß die Kirchen diese Einsicht durch ihre offizielle Teilnahme zum Ausdruck brachten, gibt der Konferenz den Charakter eines Bekenntnisaktes. Die Frage war nur, was nun zu geschehen habe. Neben Lausanne stehen ja die anderen ökumenischen Organisationen: z. B. der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen, die Stockholmer Konferenz für christliches Leben, die Christliche Studentenvereinigung, das Christliche Jungmänner- und Mädchenwerk. Lausanne hatte das Problem an seiner schwierigsten Stelle angepackt. Während all die anderen Organisationen von einer gemeinsamen Aufgabe ausgehen, die von verschiedenen Grundlagen aus gelöst werden soll, geht Lausanne von der Verschiedenartigkeit der Grundlagen aus und fragt, wie weit in ihnen trotzdem Gemeinsamkeit der Substanz verborgen ist.

Was ist seit 1927 für die Lösung dieses Problems geschehen? Die Leitung des Fortsetzungsausschusses hat die in Lausanne erarbeiteten Thesen sämtlichen Kirchen zugeschickt und die meisten von ihnen haben dazu Stellung genommen. Außerdem ist ein kleiner internationaler Theologenausschuß gebildet worden, der sehr intensiv gearbeitet hat und dessen Tätigkeitsberichte gleichfalls der Oeffentlichkeit vorgelegt worden sind. Außerdem war die Bildung ökumenischer Arbeitsgemeinschaften in den einzelnen Ländern angeregt worden. Dem ist zum Teil Folge geleistet worden; die Arbeit war die gleiche wie in dem internationalen Theologenausschuß. Schließlich hat die Christliche Studentenvereinigung in einigen Ländern, z. B. in England, ihre Mitglieder zur Diskussion der ökumenischen Probleme veranlaßt. Ganz vereinzelt stehen daneben solche Veranstaltungen wie die anglorussische Bruderschaft, auf der Anglikaner und in Frankreich lebende Vertreter der russischen Kirche zu Freizeiten mit gemeinsamer religiöser Regel und wechselseitigem Besuche der Gottesdienste zusammenkommen.

3. Theologie oder religiöse Erfahrung?

Man sieht: die Hauptarbeit ist bisher auf rein theologischem Gebiete geleistet worden. Und es scheint, daß man sich nun mit dem Gedanken trägt, in nächster Zeit eine neue Konferenz einzuberufen, um die theologische Arbeit, die bisher sozusagen in Kommissionen geleistet worden ist, einer neuen Vollversammlung vorzulegen. Ich halte diesen Gedanken einer baldigen neuen Vollversammlung für verhängnisvoll, denn das Ergebnis würde voraussichtlich sein, daß die Idee von Lausanne für lange Zeit verrufen werden würde. Denn die bisherige theologische Vorarbeit ist im leeren Raume getrieben worden, nicht in dem geschichtlichen Raume der Kirche. Nicht daß man Theologie getrieben hat und weiter treiben will, ist zu beanstanden, wohl aber die Beziehungslosigkeit zwischen dieser Theologie und der geschichtlichen Lage der Kirchen.

Eine Kirche ist eine gottesdienstliche Gemeinschaft, und Theologie, die von dieser Tatsache absieht, verfehlt ihr Ziel. Nur soweit der Theologe sein Werk im Rahmen einer Kirche treibt, und d. h. nur soweit als er im Zusammenhang steht mit dem gottesdienstlichen Leben seiner Kirche, über-

schreitet es den Rahmen rein privater Arbeit und kann auf autoritative Geltung Anspruch machen.[1]) Eine theologische Diskussion im Rahmen einer Kirche ist deshalb auch nur soweit sinnvoll und kann nur soweit zu wertvollen Ergebnissen kommen, als die Diskutierenden auf diesem gemeinsamen Grunde gottesdienstlicher Gemeinschaft stehen. Der wissenschaftliche Theologe hat eine andere Aufgabe innerhalb der Kirche als der Pfarrer (als solcher) oder der Laie, weil ihm das besondere Charisma theologischen Denkens gegeben ist. Aber in der Sache bleibt er genau so wie jene an die Substanz seiner Kirche gebunden, die sich in der gottesdienstlichen Gemeinschaft auswirkt. Diese Grundwahrheit ist lange im deutschen Protestantismus in Vergessenheit geraten; man träumte von einer Selbstherrlichkeit der Theologie, die doch letztlich auf Subjektivismus oder Intellektualismus hinauslief.

Diese gleiche abstrakte Auffassung der Theologie liegt aber heute noch fast allen theologischen Bemühungen im Rahmen der Lausanner Arbeit zu Grunde. Man meint, daß die theologischen Wahrheiten selbständig im Reiche des Geistes existieren, und daß daher eine rationale Vergleichung und Diskussion zur Auffindung gemeinsamer Wahrheitselemente oder zur Entdeckung neuer höherer Wahrheiten führen werde. Wohl setzt man voraus, daß jeder einzelne der Theologen seine eigene konfessionell-religiöse Grundlage habe; aber die theologische Zusammenarbeit sieht nun gerade von diesen Grundlagen ab und behandelt die theologischen Sätze als unabhängige Größen. Dabei macht es wenig aus, ob man von einer „existentiellen Haltung" des Theologen spricht oder nicht; im Augenblicke der theologischen Auseinandersetzung glaubt der Theologe im sicheren Raume des „Geistes" oder der „Wahrheit" zu sein und nicht in den Abenteuern der konkreten Welt.

4. Die Gefahr der bisherigen Entwicklung

Gegen diese Haltung ist zweierlei einzuwenden: sie täuscht über den Ernst der Lage hinweg, in der sich die Christenheit heute befindet, und sie macht eine wirkliche ökumenische Auseinandersetzung unmöglich.

Es ist erstaunlich und zugleich erschreckend zu sehen, wie viele Deutsche heute immer noch glauben, daß innerhalb der Kirche alles wieder in Ordnung komme, wenn man nur ein ordentliches Bekenntnis habe. Dabei macht es keinen wirklichen Unterschied, ob man auf die alten lutherischen Bekenntnisse sich zurückzieht oder auf das neue Barmer Bekenntnis pocht. Bekenntnisse haben doch nur dann Wahrheitswert, wenn die Gemeinschaft, die sie bekennt, sich in ihrem gottesdienstlichen Leben *wesentlich* von denen unterscheidet, von denen sie sich abgrenzt. Wenn die Liebe zu Christus und zu den Brüdern nicht glühender ist, wenn das Vertrauen zu Gott nicht größer und unbedingter ist, wenn das Wissen um Sünde und Schwachheit nicht reiner und ehrlicher ist, dann sind solche trennenden Bekenntnisse nur Zeichen der Lieblosigkeit und Selbstgerechtigkeit.

Man täusche sich doch nicht über den Ernst der Lage hinweg. Es geht heute wirklich nicht nur darum, daß törichte, schlechte Theologie von den Kirchen ferngehalten werde. Es geht um den Bestand des im Protestantismus organisierten Christentums. Gegenüber der Gleichgültigkeit, der Verachtung und dem Haß, denen protestantisches Christentum heute begegnet, ist gar nichts geschehen, solange man es bei der Aufstellung theologischer Sätze bewenden läßt. Wenn anders Christentum wirklich Zugehörigkeit zu Christus ist, so ist es in erster Linie *neues Leben*. Ich weiß, was man heute alles gegen einen solchen Satz einwendet: von der Verborgenheit des neuen Lebens u. dgl. Aber wenn solche Rede nicht ein Deckmantel der Trägheit oder des Unglaubens sein will, so kann sie nur bedeuten, daß das neue Leben nie mit derjenigen Reinheit zum Ausdruck kommt, die wir selbst wünschen, und daß es deshalb nicht mit den Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis aufgewiesen werden kann. Aber es ist vorhanden, wenn auch oft nur in der Form der Anfechtung und der Reue; und der Beweis dafür ist, daß es den Nichtglaubenden zum Aergernis wird, wenn es sie schon nicht zum Glauben führt. Darum halte ich daran fest: so lange die Not der Lage uns noch nicht zu der Einsicht geführt hat, daß der eigentliche Fehler bei uns liegt, im Glaubensleben des Einzelnen und im Leben der kirchlichen Gemeinschaft, so lange ist theologische Neubesinnung und neue Bekenntnisbildung nicht nur wertlos, sondern verhängnisvoll. Denn wir verdecken damit uns und Anderen den Blick auf das, worauf es ankommt.

5. Die wahre Aufgabe von Lausanne

Für die ökumenische Arbeit hat das seine weittragenden Folgen. Wir tun in unserer ökumenischen Arbeit, genau wie in unseren Kirchenstreitigkeiten, so, als hätten wir auf einer friedlichen Wiese ein Wettspiel auszutragen. In Wirklichkeit sind wir auf einem brennenden Schiff, und es ist höchste Zeit zu löschen oder in die Boote zu gehen. Die Entwicklung in Rußland sollte eigentlich der Christenheit die Augen geöffnet haben. Die alten großen Weltreligionen mit ihrem idealistischen Gehalte sind heute weithin ohnmächtig, an ihre Stelle ist eine neue Religiosität getreten, die den Staat, die Nation, die Rasse oder die Körperlichkeit in den Mittelpunkt stellt. Was unter diesen Umständen nottut, ist eine gemeinsame Front der Christenheit gegen diesen neuen Gegner. Diese gemeinsame Frontwendung kann dann vielleicht auch nach einem gemeinsamen theologischen Ausdruck suchen. Aber das ist zur Zeit nicht dringend. Wenn die ökumenische Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung heute eine unmittelbare Aufgabe hat, so kann es nur diese sein: die Kirchen zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gegenüber dem gemeinsamen Feinde zu bringen.

Hier droht abermals eine Gefahr, und in den letzten Jahren ist sie nicht immer vermieden worden: man kann den Gegner mit einer politischen Größe, z. B. mit dem russischen Bolschewismus, gleichsetzen. Nun soll gewiß der Kampf der Russen gegen Religion und Christentum nicht unterschätzt werden. Aber wenn man etwa der Linie folgen würde, wie sie bei uns vor allem der Eckart-Verlag vorgezeichnet hat, würde sich die Kirche ihre Front und Taktik vom Gegner vorschreiben lassen. Die Eigentümlichkeit der echten Glaubenskämpfe in der Christenheit hat noch immer darin bestanden, daß sie Kämpfe für ein positives Ziel waren. Ein Kampf, der nur ein Kampf gegen etwas ist, schwächt in jedem Falle. Die Christenheit kann den Kampf, in den sie heute verwickelt ist, nur dann gewinnen, wenn sie bereit ist, ein Leben zu führen, das der veränderten biologischen und kulturellen Art des heutigen Menschen entspricht, ohne von der christlichen Wahrheit etwas abzubrechen. Wenn der junge Mensch von heute mit seinem Abenteuerdrang, wenn der Mann von heute mit seinem Kämpferwillen, wenn das junge Mädchen von heute mit dem Bewußtsein ihres Eigenrechtes nicht Christ sein kann, dann ist in der heutigen Welt kein Platz mehr für das Christentum. Aber Christus ist eben nicht nur von gestern, er hat verheißen mit dem Menschen von heute und von morgen genau so zu sein wie mit seinen Jüngern. Die Christenheit ist heute voller Versuche, Christus auch in die Welt der Zeitgenossen hineinzubegleiten. Gewiß, in vielen Fällen hat man dabei Christus aus dem Auge verloren und sich statt dessen den Zeitgenossen angepaßt. Aber dies Uebel wird nicht dadurch geheilt, daß man im Namen der „Bekenntnisse" oder „des Evangeliums" gegen die Anpassungen und das „Bindestrich-Christentum" protestiert, sondern nur dadurch, daß man zeigt, wie die Christusnachfolge des modernen Menschen wirklich aussieht. Das Uebel kann aber auch nicht dadurch überwunden werden, daß man einen Trennungsstrich zwischen Kirche und Welt zu ziehen sucht. So gewiß die Verkündigung der Kirche kein weltlich Ding ist, so gewiß leben doch die Glieder der Kirche in der Welt.

Wenn Lausanne noch weiterhin einen Sinn haben soll, so kann es demnach nur der sein: daß die Kirchen sich gegenseitig zeigen, wie sie versuchen, im Glauben als kirchliche Gemeinschaften zu den Problemen unserer Zeit Stellung zu nehmen.

[1]) Vgl. Otto *Piper*, Gottes Wahrheit und die Wahrheit der Kirche. Mohr, Tübingen 1933.

Die verschiedenen Konfessionen haben verschiedene Einsatzpunkte und verschiedene Lösungen, entsprechend ihren Glaubenserfahrungen und dem Ernste ihres Glaubens. Hier zeigt sich nun gerade die besondere Aufgabe von Lausanne. Christus ist die volle Wahrheit. Aber die getrennten Einzelkirchen können unmöglich die volle Wahrheit haben, solange sie beziehungslos nebeneinander leben. Es ist unsere Gleichgültigkeit, die uns Seiten an Christus verdeckt, die anderen Kirchen zugänglich sind. Von hier aus ergibt sich Recht und Notwendigkeit eines Austausches der Glaubenserfahrungen. Die Kirchen können sich gegenseitig helfen, sowohl dadurch, daß sie den anderen neue Wege weisen als auch dadurch, daß sie sie von Irrwegen zurückrufen. Solchen gegenseitigen Dienst kann man sich aber nicht durch bloße theoretische Belehrung leisten. Er setzt Zusammenleben auf gottesdienstlicher Grundlage voraus. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Stellung der Quäker zur Friedensfrage kann der nicht wirklich verstehen, der nur theoretische Kundgebungen der „Gesellschaft der Freunde" kennt, ohne an ihrem religiösen Gemeinschaftsleben teilgenommen zu haben. Denn er kennt dann nicht den Antrieb, aus dem heraus solche Forderung stammt, und die Kraft, mit der für ihre Verwirklichung gearbeitet wird.

Solche Art der Zusammenarbeit läßt sich nicht improvisieren, und sie läßt sich nicht in ein paar Wochen oder Monaten erreichen. Soll sie die Grundlage einer neuen Lausanne-Konferenz sein — und ich sehe nicht, was für eine heute sonst in Betracht käme —, so schließt das ein, daß die Konferenz selbst verschoben werden muß, bis ein solches Maß praktischer Zusammenarbeit geleistet worden ist, daß eine theologische Diskussion fruchtbar erscheint. Bis dahin scheint mir die dringlichste Aufgabe des Fortsetzungsausschusses zu sein, daß er solche Zusammenarbeit ermutige und zu ermöglichen helfe. Das Ziel, das so erreicht werden kann, scheint geringfügig neben dem ursprünglichen Plane einer Wiedervereinigung der ganzen Christenheit. In Wirklichkeit ist es das höhere und größere: denn jenes würde heute nur Zeugnis ablegen für die gegenseitige Nachgiebigkeit auf theologischem und organisatorischem Gebiete, dieses dagegen eint die gesamte Christenheit, jede Konfession auf ihre Weise, in der Nachfolge Christi im Leben der Gegenwart.

Münster i. W. Otto Piper

Von Max Maurenbrecher und seiner Gegenwartsbedeutung

Freunde und Anhänger Max Maurenbrechers haben einen Maurenbrecher-Bund gebildet, der sich zur Aufgabe stellt, das Leben des Verewigten im Gedächtnis unseres Volkes zu erhalten und sein Werk nach Möglichkeit fortzuführen. Es ist wohl am Platze, die Erinnerung an ihn auch in einer breiteren Oeffentlichkeit wachzurufen, seinen eigentümlichen Lebensgang kurz zu schildern und die Bedeutung hervorzuheben, die sein Wirken gerade auch für die nationale Erhebung der Gegenwart gehabt hat.

Sein Leben ist ja nichts weniger als geradlinig verlaufen, und mancher Wandel in seinem Leben hat ihm starke und gewiß zum Teil berechtigte Kritik eingetragen. Aber betont muß doch werden, daß er *gewissen* Grundüberzeugungen zu allen Zeiten seines Lebens treu geblieben ist, und besonders hoch wollen wir es ihm anrechnen, daß er vom Weltkrieg an zu den Idealen seiner Jugend und seines frommen deutschen Elternhauses zurückgekehrt ist und diese Ideale seitdem bis zu seinem Tode mannhaft und tatkräftig vertreten hat.

Er war der Sohn des bekannten Historikers aus dem Bismarckschen Zeitalter, Professors in Leipzig. Er studierte Theologie, daneben Volkswirtschaft und Geschichte. Nach kurzer Kandidatentätigkeit holte ihn 1899 Friedrich Naumann als politischen Schriftleiter an seine Wochenschrift „Die Hilfe". Schon 1894 war Maurenbrecher nationaler Sozialist geworden und hatte sich dem nationalsozialen Verein Friedrich Naumanns seit seiner Gründung angeschlossen. Nun arbeitete er fast fünf Jahre in engster Gemeinschaft mit Naumann an der Nationalisierung der Sozialisten und an der sozialen Erziehung der Nationalen. Als Naumann nach Mißerfolgen bei politischen Wahlen den nationalsozialen Verein 1903 auflöste und zu den Freisinnigen ging, schloß Maurenbrecher sich der Sozialdemokratischen Partei an. Er war bald einer ihrer wirksamsten Redner, wurde aber 1907 nicht in den Reichstag gewählt. Zur Kritik der in den Schulen üblichen Verherrlichung der Verdienste des Herrscherhauses schrieb er das in sozialistischen Kreisen sehr verbreitete Werk „Die Hohenzollernlegende". Von Anfang an aber befand er sich im Widerstreit zu der innerhalb der Partei den Massen meist gepredigten materialistischen Gesinnung; er wich in Fragen der Wehrmacht, der Kolonialpolitik und des Schutzes der heimischen Landwirtschaft, vor allem in den Fragen der sittlichen Lebensführung von vielen Parteigenossen ab. Seinen Widerspruch zur kirchlich-biblischen Tradition, seine Kritik an den neutestamentlichen Berichten sprach er in zwei scharfsinnigen Büchern aus: „Von Nazareth nach Golgatha" und „Von Jerusalem nach Rom". Beeinflußt durch die Gedankenwelt des marxistischen Sozialismus, der Naturwissenschaft und durch die Philosophie Friedrich Nietzsches wurde er zwar zeitweise Atheist, trat 1907 aus der Kirche aus und war von 1909 bis 1916 Prediger der freireligiösen Gemeinden in Nürnberg und Mannheim. Aber der religiösen Wucht der Bibel konnte er sich auf die Dauer trotz allen Ankämpfens nicht entziehen. Noch stärker führten ihn die Erfahrungen im freireligiösen Religionsunterricht zurück auf den Wert des Evangeliums. Immer ernster und drückender empfand er die Unmöglichkeit eines rein „weltlichen Moralunterrichts". Immer drängender trieb es ihn, als Wurzel aller Charakterbildung doch wieder den lebendigen Gott und die alten Begriffe Gnade, Sünde, Erlösung, Heiligung zu sehen. Aus der Sozialdemokratischen Partei war er bereits 1913 bei Gelegenheit der von ihr abgelehnten großen Wehrvorlage ausgetreten. Der Weltkrieg brachte ihn sofort wieder auf die Seite der Nationalen. Sommer 1916 legte er sein Amt als Prediger der Freireligiösen Gemeinde Mannheim nieder, löste seine Beziehungen zum Monistenbund, trat nach abermaliger Pause und Prüfung Weihnachten 1917 in die Evangelische Landeskirche zurück und wurde März 1919 als Pastor an die Evangelisch-Reformierte Gemeinde in Dresden berufen. Damit hat sich der Ring einer zwei Jahrzehnte umfassenden religiösen Entwicklung geschlossen. Maurenbrecher war, erweitert, bereichert, vertieft durch die dazwischenliegenden Erfahrungen, in neuer Liebe zum alten Glauben zurückgeführt worden. Unter seinen in Heften gedruckten Dresdener Predigten sind viele sehr kraftvoll und charakteristisch. Noch einmal zog es ihn in die Politik, als er Ende 1920 zum Leiter der „Deutschen Zeitung" in Berlin berufen wurde. Er gab aber die Leitung freiwillig wieder auf, weil er, je älter er wurde, um so stärker sich auf die religiöse Arbeit hingedrängt fühlte. Er suchte und fand eine Pfarrstelle in dem Dorfe Mengersgereuth, dann in Osthausen (Thüringen). Hier ist er — noch nicht 56 Jahre alt — am 30. April 1930 ganz plötzlich nach kurzer Krankheit verschieden.

Es ist ein tragisches Schicksal, daß Maurenbrecher mitten aus seiner Arbeit für die evangelische Kirche und das deutsche Volk abberufen worden ist — unmittelbar vor dem Druck des letzten druckfertigen Bogens seines reifsten Werkes „*Der Heiland der Deutschen*" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1930, 2. Auflage 1934). Denn er wäre der Mann gewesen, der in der Zeit des Aufstiegs der nationalen Bewegung an führender Stelle, zugleich aber doch auch nicht ohne mancherlei ernste sachliche Kritik als hervorragender Mitarbeiter und Mitkämpfer hätte tätig sein können. So ist sein Buch sein geistiges Testament geworden; aber in dem flutenden Geschehen, in dem wir mitten inne stehen, ist die Gefahr groß, daß die Stimme eines nunmehr bereits seit vier Jahren Dahingeschiedenen nicht mehr gehört wird, daß dies „Vermächtnis an sein Volk", wie es der Verlag mit Recht nennt, als ein literarisches Erzeugnis neben anderen in der Fülle der literarischen Erscheinungen in das Dunkel der Vergessenheit herabsinkt. Das aber wäre tief bedauerlich nicht um Mauren-

brechers selbst, wohl aber um des deutschen Volkes willen. Denn unser deutsches Volk ist gerade jetzt in Gefahr, daß die völkisch-religiöse Bewegung in manchen ihrer Vertreter abirrt von echt christlichen Gedanken und ausmündet in eine germanische Religion, die mit dem Christentum der Bibel und der Gesinnung Jesu nur wenig mehr gemein hat.

Auch Maurenbrecher predigt einen „deutschen" Heiland, wie er deutscher Art angemessen ist, zu der deutschen Seele spricht, in den deutschen Propheten vorgezeichnet ist, unter denen er Schiller, Fichte, Lagarde und Chamberlain hervorhebt; aber dieser Heiland der Deutschen ist doch zugleich der allgemeingültige, ewige Heiland, der Heiland aller Völker, wie Goethe es bezeichnet: das „Pfropfreis, das in alle Volkstümer eingesenkt werden soll, um sie alle zu veredeln", und das Wort vom Kreuz steht auch im Mittelpunkt dieses „deutschen" Evangeliums; des Apostels Paulus Predigt von der Rechtfertigung aus Gnade gilt auch für den sündigen Menschen aus deutschem Blut. Deshalb wagt Maurenbrecher es, das Bild dieses Heilandes der Deutschen klarzumachen an der Parallele der alttestamentlichen Propheten. Was diese Gottesmänner als Buß- und Heilsprediger für ihr Volk gewesen sind, das sind und bleiben sie für alle Zeiten und Völker. Ihre Predigt gilt auch heute für uns, und Jesus gehört in ihre Reihe als ihr letzter, größter und als ihr Vollender. Deshalb ist auch das Prophetenwort des Alten Testaments kein „jüdisches" Buch. Es gibt zwei Strömungen in der Geschichte des jüdischen Volkes: die eine führt von den Propheten zu Jesus, Paulus und Johannes, die andere zu Pharisäern und Schriftgelehrten und zum Talmud. Jesus Christus ist der Prüfstein für das, was im Alten Testament für uns gilt.

Das echte Prophetenwort geht über Zeiten und Völker, es findet in den Jesussprüchen seine Vollendung. Da das Judentum zur Zeit Jesu es verriet, irrt es heimatlos in der Welt... Es ist unser Glaube, daß die Deutschen es sein werden, denen nunmehr dies Erbe übergeben wird.

Aus solchen Sätzen erkennen wir, warum und in welchem Sinne Maurenbrecher trotz seiner Einstellung zum Alten Testament und zu den Propheten völkisch und Antisemit war. Er war das eben in einem anderen Sinne, als so Viele heute sind, die sich völkisch nennen. Volkstum und Rasse fallen nach seiner Ueberzeugung nicht zusammen. Es gibt eine Ueberschätzung des Rassegedankens, aus der sich so manche antichristliche Strömungen in der heutigen Zeit erklären:

Volk ist keine natürliche, sondern eine sittliche Größe. Natürlich gehören Blut und Boden dazu. Sie bezeichnen die Naturausstattung eines Volkes, also den Stoff, in dem und an dem die geistige Lebenskraft Volk sich allein zu entfalten vermag. Aber das, was eine Einwohnerschaft oder eine Nachkommenschaft zu einem Volk macht, ist mehr als der Erbgang von Blut und Boden. Es ist eine geistige Gestaltungs- und Lebenskraft, die eine bestimmte Gemeinschaft ergreift und sie damit überhaupt erst zur Gemeinschaft macht. Sie wird im Bewußtsein der davon Befallenen als Befehl, als Aufgabe, als Drang erlebt, aber auch als Erlösung, als Befreiung ihres eigenen Selbst, als Müssen, das doch zugleich seligstes Wollen und Hingeben ist... Volkstum ist geistiges Leben, das mit Staat, Rasse, Klima wohl undeutlich zusammenhängt, das aber erst durch eine bewußte Züchtung sein Wesen erhält, Züchtung, die bestimmte, führende Menschen sich und ihrer Umwelt aufzuerlegen vermögen, ein Willensergebnis, nicht ein reines Erzeugnis der unbewußt schaffenden Natur.

So faßt Maurenbrecher seine Gedanken zusammen in dem Aufrufe:

Gebt Gott, was Gottes ist! Stellt euer Leben in jeder Stunde auf den herben Heldengedanken des Heilandes... Je rücksichtsloser Dienst an Gott unsere Seele erfüllt, je unmittelbarer wir in diesem Feuer den lebendigen Gott erblicken, um so stärker wird auch unser Dienst an unserem Volkstum sein.

Maurenbrecher stellt sein ganzes Buch unter das erhabene Gesicht, das der Prophet Hesekiel entwirft von dem Felde voller Totengebeine, in die der Geist Gottes fährt und sie zu neuem Leben erweckt. Mit demselben Bild schließt Fichte seine dritte Rede an die deutsche Nation; auch er ist überzeugt, daß der Geist es ist, der „auch unsers Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen wird, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben".

Coburg Georg Witzmann

Die Selbsttäuschung der „Deutschgläubigen"

Ich möchte im folgenden auf eine Selbsttäuschung oder einen Selbstbetrug, ein „Proton Pseudos", d. h. einen grundlegenden Irrtum aufmerksam machen, der mir in der Deutschen Glaubensbewegung vorzuliegen scheint.

Bekanntlich hat Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" den „Höchstwert der Rassenseele" proklamiert, an dem alle andern Werte zu messen seien. Dementsprechend soll auch auf religiösem Gebiet nur die „Religion des Blutes" gelten. Das „Gesetz des Blutes" soll alle Ideen und Taten der Menschen, also auch seine Religion bestimmen, die demnach eine Religion des Blutes würde sein müssen. Als das „Gesetz des Blutes" aber hat er die Idee der „Nationalehre" erkannt, wobei es nun freilich fehlt an der genaueren Bestimmung der deutschen oder germanischen oder nordischen Ehre. Denn Rosenberg wird ja nicht annehmen, daß andere Rassen und Völker keinen Ehrbegriff oder kein Ehrgefühl hätten. Ehre als Gesetz des Blutes muß eben doch notwendig rassisch oder völkisch näher bestimmt werden, da ja das Blut ein verschiedenartiges in den Menschenrassen ist. Wie dem auch sei, man hat heute das „Gesetz des Blutes" erkannt; darnach werden nun die Religionen beurteilt, und es soll eine „neue" Religiosität, besser: die dem Gesetz des Blutes entsprechende, auf Grund dieser Erkenntnis gebildet und gepflegt werden. „Wir erkennen heute, daß die zentralen Höchstwerte der römischen und der protestantischen Kirche als negatives Christentum unserer Seele nicht entsprechen, daß sie den organischen Kräften der nordisch-rassisch bestimmten Völker im Wege stehen, ihnen Platz zu machen haben, sich neu im Sinne eines germanischen Christentums umwerten lassen müssen." So Rosenberg. Weil wir also fortgeschritten sind in der Erkenntnis (der Rasse nämlich), und darnach auch der der Rasse entsprechenden und der ihr entgegenstehenden Werte, werden wir ein neues, rassemäßiges „germanisches Christentum" (besser würde es doch wohl heißen: eine germanische Religion) schaffen. So hat auch Hauer den tiefen rassemäßigen Unterschied der vorderasiatisch-semitischen Glaubenswelt, in der auch das Christentum wurzelt, und der indogermanisch-germanischen „erkannt" und will nun in der Deutschen Glaubensbewegung den „religiösen Urwillen des deutschen Volkes" pflegen und herausgestalten. Gemeinsam aber ist allen Deutschgläubigen auf Grund ihrer heutigen Erkenntnis von Blut und Rasse, daß die Christianisierung des deutschen Volkes ein großer, verhängnisvoller Irrtum war.

In der Behauptung dieses Irrtums sehe ich nun gerade den Irrtum, die Selbsttäuschung, in dem die Vertreter des deutschen Glaubens selber befangen sind. Wie äußert sich denn das Blut, wie setzt sich Rasse durch? Doch wohl nicht in theoretischen Erkenntnissen, sondern auf Grund tiefen Fühlens, instinktiven Strebens, Drängens und Wollens, weshalb wir denn auch von „ererbtem" Instinkt reden. Das Bluterbe setzt sich kraft der in ihm selbst wohnenden Mächtigkeit durch, nicht aber auf Grund ausgeklügelter Theorien. Und je ursprünglicher, d. h. seinem Ursprung näher, je reiner, je stärker es ist, um so untrüglicher wird auch die „Stimme des Blutes" sprechen. Man wird ja wohl nicht bezweifeln, daß die instinktive Kraft und Reinheit der nordischen Rasse bei unsern germanischen Vorfahren unvergleichlich viel größer gewesen ist als bei uns Menschen von heute, die durch so mannigfaltige Rassenkreuzung hindurchgegangen sind und deren Instinktsicherheit durch so viel theoretische Bildung geschwächt worden ist.

Nun haben aber doch unsere Vorfahren das Christentum angenommen. Sie haben es wirklich angenommen. Die führenden Kreise zuerst, und das Volk hat sich's zum wenigsten gefallen lassen. Die These, daß das Christentum aufgezwungen worden sei, kann man heute wirklich nicht mehr vertreten — von einigen, aber verhältnismäßig geringen Ausnahmen allerdings abgesehen.[1]) Aber man versteht, weshalb die Deutschgläubigen sie immer wieder aufwärmen oder die Ausnahmefälle — die Sachsenbekehrung besonders — so über-

[1]) Vgl. CW Sp. 754 ff.

mäßig betonen. Es stünde nämlich im schärfsten Gegensatz gegen die Rede vom „Gesetz des Blutes", wenn die Germanen die Fremdreligion des Christentums wirklich und willig angenommen hätten. Warum hat denn ihr Instinkt, ihre Rasse nicht dagegen revoltiert? Wie konnten sie so instinktlos, so gegen das Gesetz ihres Blutes handeln? Wenn man einmal das Gesetz des Blutes, der Rassenseele als den Höchstwert proklamiert, der alle Ideen und Taten der Menschen bestimmen soll, dann muß man das auch für unsere Vorfahren gelten lassen. Dann muß das Gesetz doch auch bei ihnen wirksam gewesen sein. Oder man muß zugeben, daß ihr Rasseninstinkt, ihr blutmäßiges Fühlen, völlig versagt hat bei der Annahme des Christentums. Offenbar kann sich Hauer auch solchen Erwägungen nicht verschließen; er konnte es wenigstens 1932 noch nicht, als er in seiner „Kommenden Gemeinde" schrieb (Aprilheft 1932, S. 30): „Sollten jene in hervorragendem Sinne nordischen Menschen, die doch das Erbe der Väter als ein Heiligtum verwalteten und für uns retteten, in letzten Fragen so instinktlos[2]) gewesen sein, daß sie die Wahl[3]) des Christentums freigaben, wenn dieses nur tödliche Gefahr für die Seele des Volkes war? ... Die isländischen Nordleute sahen, daß solche unter ihnen waren, deren Schicksal sich in dem neuen Glauben erfüllte, weil sie dort ihr Heil fanden." Ich weiß nicht, ob Hauer heute noch so reden würde. 1932 war eben noch nicht der „Höchstwert der Rasse" so allgemeine und herrschende Losung geworden (wenn auch schon in Rosenbergs Buch) wie heute.

Man kann also, wie mir scheint, nicht in einem Atem vom Gesetz des Blutes und der Rasse reden und dann doch die Annahme des Christentums durch die Germanen als einen großen Irrtum bezeichnen. Entweder gilt das Gesetz des Blutes irgendwie auch in der Religion — und ich meine, daß es allerdings darin gilt, wenn auch nicht als der einzig ausschlaggebende Faktor —, dann hat es bei unsern Vorfahren zum mindesten die Annahme des Christentums nicht verhindert, und das heißt: das Christentum verträgt sich mit der germanischen Rasse. Oder der „Irrtum" wird aufrechterhalten, dann hat sich das Gesetz des Blutes eben bei den Germanen nicht durchgesetzt, ja die ganze These vom Gesetz des Blutes gerät ins Wanken. Man wird unsern Vorfahren doch nicht gern, zumal bei solchen Entscheidungen, wie es die Annahme einer Religion war — und alle Berichte bezeugen, daß es sich um große Entscheidungen handelte, deren Tragweite man sich bewußt war —, ein instinkt- und blutloses Handeln zutrauen.

Und nun kommt das Andere hinzu. Obwohl man sich klar ist, daß es sich bei solchen Entscheidungen um tiefste bewegende Kräfte des anererbten Wesens handelt, die im Grunde noch unter dem Bewußtsein liegen, jedenfalls viel mächtiger sind als theoretische Erkenntnis, glaubt man nun aus der bloßen Erkenntnis heraus den Irrtum der Germanen korrigieren und eine dem germanischen Wesen angemessenere Frömmigkeitsform finden zu können. Es ist doch unverkennbar, daß es der Religionsforscher Hauer ist, der den „dynamischen" Charakter der indogermanischen Religiosität im Gegensatz zu dem „statischen" der vorderasiatisch-semitischen herausgefunden hat und der nun auf Grund seiner Religionswissenschaft der ursprünglichen deutschen Frömmigkeit wieder aufhelfen will. Man scheint gar nicht zu sehen, wie sehr man in den Theorien steckt und von Theorien sich leiten läßt, von der allgemeinen Rassetheorie überhaupt — der Verabsolutierung der Rasse — wie von besonderen Theorien über Art und Gesetz der Einzelrassen, und wie man mit diesen Theorien sich so hoch und erhaben stellt über die Vorfahren, die wirklich aus der Einfalt des Herzens und Instinkts heraus gehandelt haben. Ich bin wenigstens nach meiner Kenntnis der Vorgänge davon überzeugt, daß die Besten und Führenden unter denen, die damals zum Christentum übergetreten sind, einfach aus dem Gefühl für die größere Wahrheit und innere Ueberlegenheit dieser Religion heraus sich entschieden haben, daß z. B. manche Nordmänner sich dem Eindruck der Hoheit des christlichen Liebesgebots (z. B. gegenüber der geltenden Blutrache) nicht haben entziehen können. Es gibt Beispiele dafür genug in den Quellen.

Etwas ganz anderes ist es, wenn man Gedanken- oder Vorstellungsformen des damaligen, ja auch noch des heutigen Christentums bestreitet. Die Formen wechseln, sie haben innerhalb des Christentums selbst gewechselt, darum geht auch heute der Streit der Theologen. Aber es handelt sich bei Annahme oder Ablehnung, bei der Durchsetzung des Christentums um Geist und Kraft und die tiefere Wahrheit, die sich an den Gewissen bezeugt. Dafür haben eben unsere Vorfahren ein instinktives Gefühl gehabt, anders ausgedrückt: davon sind sie in ihrem Innern überführt, ergriffen und gewonnen worden. Wer das nicht aus dem altsächsischen Heliand oder aus den Bekenntnissen des Sachsen Gottschalk, also sogar bei den Söhnen derer, die angeblich mit Zwang zu dem neuen Glauben übergeführt wurden, herausfühlt, mit dem ist nicht zu rechten.[4])

Man überlege sich auch das noch: tausend Jahre sollen die Deutschen das Christentum getragen haben wie ein fremdes Gewand, ja wie ein aufgedrungenes Joch — also doch auch ein Luther und so viele andere glaubensstarke Männer —, und immer haben sie ihr Blut und ihren Instinkt vergewaltigen lassen, haben sich leiten lassen von fremden Ueberlieferungen und Lehren, bis man heute kommt und sagt: Wir erkennen heute den unendlichen Trug und Irrtum, dem sie unterlegen sind.[5]) Ist unser deutsches Volk eigentlich so von allen guten Geistern verlassen gewesen, hat es so wenig Wahrheitssinn und ursprüngliches Gefühl für das Echte gehabt, oder ist es so knechtselig gewesen, daß es sich bis heute unter das fremde Joch hat beugen können? Ich weigere mich, das zu glauben. Ja, auch wenn ich nicht selbst im Christentum die tiefere Wahrheit sähe, der ich mich in innerem Gehorsam beuge, so würde ich immer noch lieber zum Glauben meiner Väter stehen im Vertrauen auf ihren ursprünglichen Sinn für das Echte und Wahre, Starke und Große, und ihn als das überlieferte Vätererbe zu treuen Händen übernehmen, als mich der Führung der neuen Propheten anvertrauen, die heute erst unsern wahren Seelenkern entdeckt haben wollen und nun mit ihrer Erkenntnis eine tausendjährige Geschichte außer Kraft setzen zu können meinen.

Wenn es aber wirklich mit dem Christentum zu Ende gehen sollte in unserem Volke, dann könnte doch die Sache gerade umgekehrt liegen, wie jene Propheten es glauben. Es könnte nicht der Irrtum, sondern die Wahrheit bei unsern Vätern gewesen sein, und heute ginge sie uns, die so tief „erkannt" haben, die so von ihren Theorien leben und das Leben nach ihren Theorien meistern wollen, heute ginge sie uns verloren. Ich muß dabei an Luthers Wort von dem „fahrenden Platzregen" des göttlichen Wortes denken: „Ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben."

Frankfurt a. M. Julius Richter

[2]) Von Hauer gesperrt!
[3]) Vgl. CW, Sp. 754, Anm. 13.

Gesangbuchfrömmigkeit

1. Eine Andacht

„Gesangbuchfrömmigkeit" wird von strengen Glaubenslehrern nicht eben geschätzt. Man scheut in ihr das ästhetische Element; die Reinheit des Dogmas, die Klarheit und Entschiedenheit des Bekenntnisses scheint dadurch gefährdet. Ich für mein Teil bin Gesangbuchschrift, und ich habe mich in denkbar deutlichster Weise durch meine „Glaubenslehre" öffentlich dazu bekannt. Unsre Leser werden mir leicht bezeugen, daß ich sie mit Hinweisen auf meine „Glaubens-

[4]) Vgl. CW Sp. 755, besonders den letzten Abschnitt.
[5]) Vgl. CW Sp. 705, besonders Abschnitt 2 und 3. Es ist verständlich, wie unbequem die Helianddichtung den Deutschgläubigen sein muß. Daher denn neuestens (vgl. die Hauersche Monatsschrift „Deutscher Glaube", Heft 8, S. 378) angenommen wird, der Dichter des Heliand habe mit seinen „höchst gewählten und vorbedachten" Darstellungsformen durch „Gleichschaltung mit dem Volkstum und den landesüblichen Sitten die fremde Religion so unauffällig wie möglich einzuschmuggeln" gesucht. Solche Raffiniertheit traut man heute den germanisch-christlichen Vorvätern zu!

lehre“ [1]) nicht behellige. Aber es ist heute ein Anlaß für mich, es kräftig zu tun. Eben weil es die besondere Art meines Werkes ist, im Unterschied von andern Dogmatikern oder Glaubenslehrern Gesangbuchfrömmigkeit darzubieten. Will sagen: das Gesangbuch, das wir haben, aus dem wir bei unsern Gottesdiensten miteinander singen, war für mich die beste und wichtigste Erkenntnisquelle für das, was ich darstellen wollte: die Glaubensgedanken der heutigen evangelischen Gemeinde.

Der Anlaß nun, um des willen ich darauf zu reden komme, rührt nicht von dem herben Dogmatismus her, dessen ich vorhin gedachte, sondern von der entgegengesetzten Seite. Im Augustheft des Organs der Deutschen Glaubensbewegung („Deutscher Glaube“) richtet der Angriffsgeist der Bewegung gegen unser kirchliches Christentum sein Geschoß auf unsre Glaubenslieder, und zwar näher auf einen Hauptteil in unserm Gesangbuch: auf die Lieder von der christlichen Hoffnung.

Der „Deutsche Glaube“ beklagt sich wiederholt über die unfeine, fanatische Art, mit der von kirchlicher Seite die Deutsche Glaubensbewegung bekämpft werde. Ich kann das nicht nachprüfen; aber ich halte da Vieles und recht Unerwünschtes für möglich. Denn die kirchliche Polemik aller Jahrhunderte hat es an Unbilligkeiten und schweren Ausschreitungen wider den Gegner nicht fehlen lassen. Wenn ich nur an meine lange kirchliche Erfahrung zurückdenke, könnte ich wohl auch ein Liedchen davon singen, was der Eifer der Kirchenzeitungen wider unsereinen fertiggebracht hat. Und dann denke ich: die Christliche Welt wird auch nicht allezeit so sanft und zart mit Widersachern ihrer Meinung verfahren sein, wie es einem Christenmenschen ansteht. Es ist immer ein Dämon nahebei, wenn man den Federkiel zur Hand nimmt.

Immerhin habe ich seit Aufkommen der Deutschen Glaubensbewegung je länger je mehr so viel ernste Darstellung ihres Wesens, so viel sachliche Bekämpfung mit eigenen Augen gelesen, daß sie meines Erachtens sich zu beklagen keine Ursache hätte. Jedenfalls haben *wir* von vornherein uns mit ihr in der Hoffnung begegnet, es werde gerade mit ihr ein ritterlicher Streit möglich sein; ja das Wort „Arbeitsgemeinschaft“, das sie von Anfang an führte, haben wir so gedeutet, als ob gerade für christliche Theologen wie wir von der Christlichen Welt eine Arbeitsgemeinschaft mit den führenden Wissenschaftlern drüben möglich sein werde.

Nun zeigt sich, daß das ein Wahn war. Die Bewegung denkt nicht daran, mit uns den Weg zu einem Ziele zu suchen und brüderlich (sofern wir doch deutsche Brüder sind, von gleichem Blut und Boden) um die Wahrheit zu streiten. Sondern sie erklärt uns Christen einfach den Krieg und greift an, wo und wie sie kann. Ihr Schreibwerk liest sich zuweilen nicht anders, als wir es bisher von den Freidenkern gewohnt waren.

Dafür ist nun ein Beispiel, wie jenes Augustheft unser Gesangbuch und seine Hoffnungslieder vornimmt.

Unsere Gesangbücher alle enthalten auch mancherlei minderwertiges Gut. Deshalb werden immer neue geschaffen, und eins will das andere übertreffen. Ich kenne das Brandenburger Gesangbuch (von 1886) nicht, dem unser Kritiker seine Beispiele entnimmt. Mein Gesangbuch ist noch immer das sächsische von 1883. Sein Verfasser war der Pastor Friedrich Ahlfeld in Leipzig; ich las erst vor kurzem im „Nikolaiboten“, daß er Familie und Hausgesinde zu sich um den Tisch setzte, wenn er die Lieder wählte und zusammenstellte. Das war gut. Gesangbücher (Liederbücher auch andrer Art) zusammenzustellen ist nicht leicht. Die Auswahl, der Wortlaut usw.! Allerlei Rücksichten sollen genommen werden. Die schlimmste vielleicht ist die dogmatische. Das Volk will doch singen, was es glaubt! Und doch, wo ist lebendiger Gemeinglaube ohne Tradition? Und die *lebendige* Tradition flutet eben in diesen Liedern daher. In den echten Liedern. Und die muß man eben herausfinden.

Der Gesangbuchchrist kennt sie. Er lebt von ihnen. Er übersieht Strophen und überschlägt Lieder, die er wirklich nicht brauchen kann. Aber die andern sind ihm teurer als der ganze Psalter.

Und nun die Hoffnungslieder. In denen steckt selbstverständlich die meiste Phantasie. Von Rechts wegen: Poesie. So wollen sie genommen sein. Wenn aber beides fehlt: hinweg mit ihnen! Solche Verse geben wir dem Widerpart gern preis. Wo er aber *die Hoffnung selber* antastet, da ist er dann eben gar nichts weiter als Feind, und da bleibt für uns nichts Andres übrig als sich seiner Haut wehren. Das wollen wir nun jetzt hier nicht weiter tun; ich verweise (ausnahmsweise) auf meine „Glaubenslehre“ Band 2, S. 89 „Hoffnung und Hoffnungsgedanken“.

An unsern Gräbern sollte immer *gesungen* werden. Ich wünsche mir „Christus, der ist mein Leben“ und „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“. Das möchte ich bis ins Grab hinein hören. Wenn nicht gesungen, so meinetwegen geblasen. Da ist keine christliche Feigheit dabei. Wenn der fromme Deutsche tapfer dem Tode ins Auge schaut, so tun wir das in der Christenheit auch. „Trutz, Tod, komm her, ich fürcht' dich nit.“ Und ich erinnere an EW 15 vom 4. August:

Trotz dem alten Drachen,
Trotz des Todes Rachen,
Trotz der Furcht dazu.
Tobe, Welt, und springe,
Ich steh' hier und singe
In gar sichrer Ruh.
Gottes Macht
Hält mich in Acht;
Erd und Abgrund muß verstummen,
Ob sie noch so brummen.

2. *Und ihre unfreiwillige Fortsetzung*

Das Vorstehende sollten unsre Leser als „Andacht“ an der Spitze der Nummer finden. Aber unser strenger Herausgeber hat recht: es ist keine Andacht. Er will keine Polemik in diesen Stücken an der Spitze jeder Nummer leiden, und er hat recht.

Weshalb auch „Andacht“? Nun, ich flüchtete mich — mit der Feigheit, die man uns Christen heute oft so gern nachsagt — in die „Andacht“ hinter das Gesangbuch und hinter den Spruch Eph. 5, 19: „Werdet voll Geistes! Dann *redet ihr miteinander in Psalmen und Hymnen und geistesmächtigen Liedern*, singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen.“ Wollte dabei auch gleich einen Gedanken loswerden, der mich beim Brauch des Gesangbuchs öfters beschäftigt.

Nun bin ich also doch zu polemisch geworden und mit Recht aus dem Heiligtum entfernt. Und jetzt muß ich gleich noch polemischer werden.

Wenn sich der „Deutsche Glaube“ Nr. 8 auf unser Gesangbuch wirft, um „unter Verwendung solcher und andrer Dokumente unermüdlich auf den Grundunterschied zwischen christlichem und germanisch-deutschem Glauben hinzuweisen“, so kann dabei schon etwas herauskommen. Aber wenn er uns dabei unsre „Weltverachtung und Jenseitshoffung“ vorhält, so stößt er damit offene Türen ein; denn daß wir diese Hoffnung als ein Charakteristikum zu eigen haben, das *weiß* Jeder. Daß der Phantasie damit ein unermeßlicher Stoff zur Gestaltung dargeboten ist, auch schon fertige Gestaltung als Werk von Jahrhunderten, liegt auch zutage. Wieviel Willkür, wieviel Ueberschwang, wieviel Geschmacklosigkeit da leicht mit unterläuft und unterlaufen kann, ist ebenfalls leicht zu begreifen. Wenn aber der neue „Deutsche Glaube“ sich vorbildlich auf diesem Punkte mit uns messen will, dann soll er das feine und edle Gut, das innerhalb dieser Hoffnungspoesie dargeboten wird, herausholen und seine Ritterschaft *daran* erweisen. — Ja, aber die Gesangbücher! Die Sammlungen! Offizielle kirchliche Urkunden! Nun, schon die Menge der Gesangbücher, ihre vielerlei Gestalt, der niemals still werdende Ruf nach neuen Ausgaben zeigt, wie frei dieses Gebiet ist, wie unmöglich, alle Ansprüche da zu befriedigen. Sollen wir in Aussicht stellen, die künftigen Gesangbücher der Deutschen Glaubens-Kirche ebenso zu kritisieren? Sollen wir schleunigst damit anfangen, die schon jetzt vorliegenden

[1]) Gotha, Leopold Klotz 1926 und 1927.

Poesien und Liturgien der Bewegung ebenso mitleidlos zu sondieren? Ich fürchte, Breitseite hier, Breitseite dort. Kommen wir nicht weiter, wenn wir uns gegenseitig auf unsre besten Gaben prüfen? „Unter Verwendung andrer Dokumente"?

Von den acht Strophen, die der „Deutsche Glaube" zum abschreckenden Beispiel seinem Brandenburger Gesangbuch entnimmt, stehen nur drei in meinem sächsischen. Ich überlege, ob ich die Lieder, in denen diese drei enthalten sind, aus einem neuen Gesangbuch besser weglassen würde. Da ist die erste Strophe des Liedes „Valet willich dir geben, Du arge, falsche Welt" von Valerius Herberger, † 1627. Gedanken und Stimmungen bringt das Lied zum Ausdruck, die auch sonst zu ihrem Rechte kommen; so könnte es wohl in der Sammlung fehlen. Für mich hat der Choral seinen Pietätswert; die dritte Strophe: „In meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein Funkelt all Zeit und Stunde: drauf kann ich fröhlich sein" finde ich dichterisch schön. Bei meinem archaisierenden Geschmack würde es mir schwerfallen, für den Ausschluß des Liedes zu stimmen. Aber ich würde mich überstimmen lassen. — Eine andre Strophe stammt aus dem Liede „Freu dich sehr, o meine Seele". Dieser Anfang, der zum Schluß wiederkehrt, spricht für das Lied; im übrigen ist es mehr als entbehrlich. — Dagegen möchte ich „Es ist noch eine Ruh' vorhanden" nicht missen. Trotz der Strophe, die unser Widersacher zu unsrer Bloßstellung ausschreibt, und die ich — um alle Gerechtigkeit zu erfüllen — hier auch wiedergebe:

So kommet denn, ihr matten Seelen,
die manche Last und Bürde drückt.
Eilt, eilt aus euren Kummerhöhlen,
geht nicht mehr seufzend und gebückt.[1])
Ihr habt des Tages Last getragen,
dafür läßt euch der Heiland sagen:[1])
Ich will selbst eure Ruhstatt sein.
Ihr seid mein Volk, gezeugt von oben;
ob Sünde, Welt und Teufel toben,
seid nur getrost und gehet ein!

Wie manchmal mag ich dies Lied meinen alten, kranken, auf den Tod wartenden Leuten vorgelesen haben, als ich zehn Jahre auf dem Dorfe Pfarrer war! Ich atme dabei fast die Luft der elenden Kammer und spüre noch, wie selig wir dabei miteinander waren. Und es traf genau auf die konkrete Situation, wenn ich den Wortlaut bevorzugte: „krumm und sehr gebückt."[2])

Nein, mein lieber Freund Grabert, so einfach geht es mit dieser Religionsvergleichung zwischen Deutschem Glauben und Christentum nicht. Soll ich Ihnen acht andre Strophen zum Vergleich darbieten? Ob die nicht standhalten würden acht deutschgläubigen Ihrer Wahl? Aber diese müßten nun wirklich rein heidnisch sein. Ist es denn so einfach, uns Christen den „Lebensgedanken" und „Lebensglauben" abzusprechen? (S. 359.) Daß wir ihn anders und in anderm Zusammenhang vollziehen, darüber kann ja kein Zweifel sein. Aber darin uns miteinander zu messen, wird ja das Leben selber Gelegenheit genug geben. Ich glaube sehr wohl, daß wir da von Ihnen lernen können.

Ist es Ihnen aber nicht sehr schwer geworden, in Ihrer Zeitschrift einen Artikel aufzunehmen, wie den S. 381 ff., wo der Verfasser „im stolzen Bewußtsein Gottheit-erfüllten Vermögens" über unsre „winselnde Bitte um Kraft und Hilfe" verständnislos für alles heldische Beten hinwegschreitet und von unserm Gott redet als von einem, der „je nach Willkür und Laune Gebete erhört und verwirft... thronend in unausstehlichem Glanze über ihnen, die sich in würdelosem Unstolz in ihrem eigenen Schmutz zu seinen Füßen wälzen, um dann begnadigt wie ein guter Hund schwanzwedelnd neuen Sünden zuzueilen". Verfasser kennt nur den „Richter in der eigenen Brust" und „heldisch sühnende Tat". Nun bin ich nur neugierig, wie er diese törichte Rede sühnen wird. Die Schwächen unseres Gebetslebens kennen wir sehr wohl, aber ist dawider mit solchen Ueberheblichkeiten geholfen? Wenn der „Deutsche Glaube" über den „Christenglauben" siegen will, darf er es sich nun und nimmermehr so leicht machen, wie die Freidenker es sich machten. Sie sind damit nicht zur segnenden Wirkung gekommen, obwohl sie oft genug auch Dinge gesagt haben, die ganz richtig waren.

Und nun tut es mir doch leid, daß es nicht bei der „Andacht" geblieben ist. Aber es hat nicht sollen sein. R

[1]) Im Urtext: „geht nicht mehr krumm und sehr gebückt" und „dafür läßt euch das Lämmlein sagen". Man versteht ja, daß die Gesangbücher geändert haben wie oben.

[2]) Ich gedenke dabei dankbar an das „Geistlich Liederbuch aus dem Schatz der Kirche alter und neuer Zeit gesammelt", herausgegeben vom Christlichen Verein im nördlichen Deutschland. Eisleben 1878, das ich immer in der Tasche führte.

Zwei Briefe Luthers

zur Amtsentsetzung von Pfarrern

Für den evangelischen Deutschen der Gegenwart sind von besonderem Interesse zwei Briefe Luthers, die abgedruckt sind in den „Colloquia oder Tischreden D. Martini Lutheri, so der theure Mann Gottes gegen Gelarten Theologis und Pfarrherrn kurtz vor seinem end und seligen Abscheid auß dieser Welt geführet hat sampt vielen Trostschrifften, Hauptstücken Christlicher Religion an gutherzige Christen zummehrer theil Geschrieben und auch Mündtlichen geredt. Jetzunder auffs Neuwe auß vielen geschriebenen und Getruckten Büchern zusammengetragen. Allen Pfarrherrn, Studiosis zu dienst unnd wolgefallen: Durch einen Liebhaber der Theologie an Tag geben" (1568. Johann Finck). (Der Ausgabe der Tischreden Luthers nach den Aufzeichnungen und Bearbeitungen Aurifabers vom Jahre 1569 sind die Collectanea Johann Fincks, die noch sehr wenig ausgewertet sind, als selbständiger Teil angehängt, während die Niederschriften anderer Freunde und Gäste Luthers sogleich in die Zusammenstellung Aurifabers hineingearbeitet waren. Fincks Sammlung umfaßt 25 Folioblätter und war zunächst nur zu seinem Privatgebrauch bestimmt, wurde aber „auf Bitten etlicher gutherzigen Leute, die sie bei mir gesehen", als notwendige Ergänzung zu der Wittenberger und Jenenser Ausgabe der gesamten Werke und den bis dahin veröffentlichten Briefen Luthers gedruckt und von Finck dem Bürgermeister, dem Rat und der Gemeinde seiner Vaterstadt Rauschenberg gewidmet.)

In einer Zeit wie heute, in der die Absetzungen sich häufen, die der Würde des Pfarramts schaden — in solcher Zeit ist es, wenigstens für lutherische Kirchen, sehr notwendig und heilsam, sich an Luther neu zu orientieren. Der Text ist im Folgenden, der leichteren Lesbarkeit wegen, oft unserer Redeweise angeglichen, der Sinn aber nirgends verändert.

Berlin-Tegel August Schowalter

I.

Treue Ermahnung D. M. Luthers an einen Pfarrer, daß er zur unbilligen Absetzung eines Predigers nicht stillschweigen noch zu eines Anderen Eindringen an seiner Statt willigen sollte, und daß er solches seines Amtes halber zu tun schuldig sei.

Gnad und Friede im Herrn! Wir wissen, lieber Freund und Herr, daß wir schuldig sind nach dem Gesetz der Liebe, für einander zu sorgen (wie ein Glied am Leibe für das andere) und vor Gefahr und Schaden zu warnen. Nach diesem Gesetze sorge ich auch für Euch und werde dadurch verursacht, diese kurze Vermahnung und Warnung an Euch zu schreiben, auf daß Ihr nicht durch mein Stillschweigen dereinst in eine Gefahr kommt, an der ich hernach auch müßte Schuld und Teil haben.

Ihr wisset, daß Ihr der Kirche zu N. rechter berufener, von Rat und Gemeinde angenommener Pfarrer und Seelsorger seid, also daß Ihr an jenem Tage Rechenschaft geben müßt für dieselbe Euch befohlene Kirche und schuldig seid, solange Ihr lebet, sie mit reiner Lehre zu versorgen, für sie mit Ernst zu beten, sorgen, wachen und Euer Leben in allerlei Not und Gefahr, so vorfallen mögen, wie Pestilenz und andere Krankheiten, wie sie auch heißen mögen, zu wagen und zu lassen und alles, was einem frommen, treuen Pastor und Seelsorger von Amts wegen zu tun gebühret, zu leiden und auszustehen, welches fürwahr alles schweres, großes, ja göttliches Werk ist und welches Ihr bisher Gott sei Dank fleißig und treulich getan habt.

Weil aber jetzt Euer Rat, vom bösen Geist getrieben, den Prediger zu S. N. verstößet, ohne ihn vor einem Richter zu verklagen oder einer Untat zu über-

weisen, sondern aus eigener Gewalt, im Frevel, als rasende Leute und rechte Kirchenräuber (nicht Räuber leiblicher Güter, sondern des Amtes und der Ehre des Heiligen Geistes), in ein und derselben Sache zugleich Richter und Partei, kann ich es nicht dulden, daß Ihr dazu schweigen oder darein willigen sollt, auf daß Ihr Euch dieses fremden Kirchenraubes nicht teilhaftig macht noch schuldig werdet der unbilligen und schmählichen Gewalt, die an dem verstoßenen Bruder begangen wird. Wäre er aber sträflich gewesen und hätte verschuldet, was seiner Amtsentsetzung Ursache war, so hätte sie rechtmäßig nur mit Eurem als des Pfarrers Wissen und Beraten vorgenommen werden dürfen.

Noch schlimmer aber ist, daß man einen anderen Prediger an des Verstoßenen Stelle gesetzt hat ohne Euren Willen und also aus gleicher eigener Gewalt und Unrecht (jetzt auch gegen Euch) aufzwingt. Hier, lieber Herr und Freund, seid gewarnt um Christi willen, daß Ihr wohl vorsehet — es handelt sich fürwahr um nichts Geringes —, daß Ihr Euch nicht zugleich mit den Kirchenräubern versündiget und ein Teil des Fluches auch über Euch komme.

Fragt Ihr nun, was Euch hierin zu tun ist? Ich weiß Euch zwar nicht viel zu raten, aber ich halte es doch für gut, Euch treulich zu ermahnen, daß Ihr so tut wie ich tun würde. Erstlich sollt Ihr den unberufen eingedrungenen Prediger in Gegenwart Eurer anderen Gehilfen vorfordern und ihm gütlich, doch mit Ernst des Rates Frevel vorhalten und weiter ihm anzeigen, daß er durch Euch, dem die Kirche befohlen ist, nicht berufen ist, derhalben als Dieb und Mörder komme und gleichwohl in Eurer Kirche lehre und regiere, wofür Ihr Rechenschaft geben müßt. Er soll wissen, daß er mit Gewalt eindringt und Euer Pfarramt an sich reißt ohne Euer Wissen und Willen. Derhalben ermahnet Ihr ihn, daß er von solchem Raube abstehen oder zusehen müsse, mit was für einem Gewissen er solchem geraubten Amte vorstehen könne, das Euch die Kirche anvertrauet und befohlen habe...

Kehret er sich an diese Vermahnung nicht, die nur im Beisein weniger Personen vorgenommen worden ist, so zeiget ihm an, daß Ihr dasselbe auch einem Ehrbaren Rat vorhalten wollt, und tut das auf diese Weise: fordert den Rat entweder zu Euch oder geht zu ihm und fraget sie zunächst, ob sie Euch als ihren Pastor und der Kirche zu N. Seelsorger anerkennen. Sagen sie Ja, so haltet ihnen mit ernsten Worten Amt und Gefahr eines treuen Pastors vor und, wie Ihr Rechenschaft geben müßt für diese Eure Kirche und was es für Mühe, Sorge und Arbeit koste, das ganze Leben über für sie zu sorgen und zu stehen in aller Not... Weil Ihr aber mit solcher sauren, schweren Arbeit Eures Amtes keines besseren Lohnes sollt gewärtig sein, als daß sie Euch einen Prediger (dessen Lehre und Leben Ihr nicht kennt!), ohne Euch zu fragen, ja wider Euren Willen aufdringen, den vorigen aber ohne ein Rechtsurteil schmählich und böslich verstoßen, so wolltet Ihr ihnen bezeugt haben, daß Ihr in solchen Frevel nie gewilligt habt, auch jetzt nicht willigt und niemals willigen werdet... Daß Ihr das tut, fordert die Not, damit Ihr Euch nicht teilhaftig macht fremder Sünde. Hilft solche Vermahnung zwischen Euch und ihnen nicht, so zeiget ihnen an, Ihr wolltet solches auch öffentlich dem Volk von der Kanzel herab kundtun, und tut das dann mit diesen oder ähnlichen Worten:

„Liebe Leute, ihr wisset, daß ich Euer Pfarrer bin und für Euch Rechenschaft geben muß und alle Tage mein Leib und Leben für euch wagen muß wider den Teufel und alle Gefahren der Seele, weshalb ich auch predige an dieser Stelle. Nun habt ihr einen Prediger verjagt, ehe er vor Gericht überwunden war, und ohne mein Zutun, der ich zuerst dazu zu sagen habe, und überdies einen Anderen in mein Amt ohne meinen Willen eingesetzt und mir damit mein Pfarramt genommen. Weil ich aber nun Pfarrer bin und sein muß, will und kann ich nicht davonfliehen und die Pfarre nicht übergeben, bis ich mit Recht abgesetzt werde, sondern ich will tun wie Christus lehret: wenn der Mantel genommen wird, soll ich auch den Rock fahren lassen und Gewalt und Raub leiden. Also beding ich hiermit, daß diese Pfarre mein sei und mir befohlen bleibe, will auch solches Amt nicht lassen noch übergeben, aber weil es mir mit Gewalt genommen und abgedrungen wird, will ich es leiden und mir geraubt und genommen sein lassen und eine Zeitlang weichen, bis es mir Gott wieder einräumt; will indessen zusehen, wer so thürstig[1]) sein will, sich in meine genommene und geraubte Pfarre zu setzen, und mit welchem Gewissen er mein Amt besitzen mag."

[1]) Dreist.

Wenn Ihr sie auf diese Weise gesegnet habt, so weicht eine Zeitlang entweder hierher zu uns oder anderswohin. Denn die argen Leute wollen sich dazu noch rühmen und lästern uns vor den Landesfürsten, als wollten wir ihnen in ihre weltliche Obrigkeit eingreifen, schelten uns Aufrührer und das Schlimmste, was man schelten kann, obwohl sie wissen, daß sie daran Unrecht tun und lügen. Sie sind Sakrileger, nicht wie die, die man aufs Rad flicht um gestohlenen Kirchengutes willen, was wir wohl leiden konnten, ohne sie zu strafen, sondern solche Sakrileger, die dem Heiligen Geist sein Amt und seine Ehre rauben und sich selbst zum Heiligen Geist machen, weil sie nach ihrem Gefallen Prediger ab- und einsetzen, selber Pfarrer sein wollen und das Predigtamt bestellen. So lernen sie das Evangelium.

Ich habe Euch treulich meinen Rat mitgeteilt. Gott gebe Euch einen starken Mut, ihm nachzukommen. So würde es, wenn Gott will, nicht ohne Frucht bleiben. Denn ich nehme hierin nichts ohne Fug oder mit Gewalt vor, sondern rate, alles in Güte mit Demut, doch auch mit rechtem Ernst und aus der Not des Gewissens heraus anzufangen und zu tun. Wenn Ihr aber Euren Abschied genommen habt, möge N., wenn er dazu bereit ist, auch protestieren und erklären, daß er in einer meuchlings entwendeten und geraubten Kirche, darinnen ordentlich berufene Personen mit Gewalt des Predigeramtes entsetzet wären, nicht predigen wolle, auf daß er nicht auch mit fremdem Kirchenraub und Sünden beschweret würde. Dies könnte vielleicht ein Weg sein, den Bann und Interdikt wieder anzurichten. Denn so sich jemand an Eurer Statt würde eindrängen, so will ich sein Gewissen mit einem Schreiben von mir so erschrecken, daß ich hoffe, er soll nicht leichtlich da bleiben.

Sie (d. h. der Rat) haben mir ein Schreiben gesandt und N. N. (d. h. der „neue" Pfarrer) auch eins. Aber des Rats Schreiben habe ich nur zum vierten Teile gelesen und das von N. N. noch nicht geöffnet, ich will auch von ihnen mein Leben lang keine Schrift empfangen und sie weder lesen noch hören. ... Der Herr sei mit Euch. Grüßet mir N. freundlich.

II.

Ernste Schrift D. M. Luthers, daß ein Seelsorger, so Gottes Wort rein lehret und ein ehrbar, unsträflich Leben führet, darum seines Amtes nicht soll entsetzt werden, wenn etliche Gewaltige ihm gram werden, weil er öffentliches Laster, wie er von Amts wegen schuldig ist, hart straft.[2])

Gnade und Friede im Herrn! Gestrenge, weise, liebe Herren und Freunde! Ich habe unlängst an Euch geschrieben und gebeten, daß Ihr Euren Pfarrer in Güte wollket abziehen lassen, weil ich nicht anders vernommen hatte, als hätte er sich vergriffen und wäre von den Visitatoren abgesetzt. Aber nun erhalte ich von den Visitatoren Bericht, daß er sich nicht vergriffen hat, sie ihn auch nicht abgesetzt haben oder absetzen wollen, sondern bezeugen, daß er reiner Lehre und unsträflichen Lebens sei und Ihr ihm allein darum gram sein sollt und ihn verdrängen wollt, weil er die Laster hart gestraft hat. Woraus ich merke, daß hier der Teufel gern Unglück anrichten und auch in großen Schaden führen möchte, was mich bewegt, diese Schrift an Euch zu senden, und ganz freundlich bitte ich, Ihr wollet sie gütlich zu Eurem Besten annehmen, wie ich es auch treulich meine.

Ich hoffe ja, Ihr werdet so viel christlichen Verstand haben, daß ein Pfarramt und das Evangelium nicht unser ist noch irgendeines Menschen, ja auch keines Engels, sondern allein Gottes, unseres Herrn, der es mit seinem Blute uns erworben, geschenkt und gestiftet hat zu unserer Seligkeit. Darum er gar hart die Verächter richtet und spricht: „Der euch verachtet, verachtet mich und wäre ihm besser, er hätte es nie gehört." St. Petr. 2, Lukas 20.

Weil nun die zwei trefflichen Männer H. N. und H. N. Visitatores, die da müssen Rechenschaft dafür geben, beide bezeugen und man ihnen glauben muß, daß Euer Pfarrherr das rechte reine Gotteswort lehrt und ehrlichen Lebens ist, was auch die Stadt N. und Nachbarn bezeugen, so sehet, liebe Herren, wie Euch der böse Geist so listig und böslich versuchet, daß Ihr Euch sollt vergreifen an dem obersten Pfarrherrn und Bischof Jesus Christus, Gottes Sohn, der Euch aus großer sonderer Gnade sein Wort und Sakrament, d. i. sein Blut, Sterben und Leiden durch seinen treuen, frommen Diener,

[2]) Dieser Brief, der den vorigen ergänzt, ist gerichtet an den Amtmann Georg von Harstall in Creuzburg und, wie ich mit Hilfe von Lic. Meinhold festgestellt habe, bereits in Enders Ausgabe der Briefe Luthers, Bd. XV, S. 98 ff. abgedruckt. Er ist datiert vom 27. Januar 1543. Finck pflegte Datum und Empfänger nicht anzugeben.

Euern Pfarrer, so rein und reichlich mitteilet. Wie kann der leidige Teufel leiden, daß Ihr sollt selig werden?

Wenn da keine andere Ursach und Schuld ist, denn daß Ihr Eurem Pfarrer gram geworden seid, ohne seine Schuld, ja um seines großen Verdienstes und treuer Predigt willen, so habt Ihr auch das zu bedenken, daß es weder erlaubt noch möglich ist, um Eures Grolles und ungerechten Vernehmens willen einem solchen wohlgezeugten Pfarrer Gewalt und Unrecht zu tun und ihn mit Dreck zu bewerfen. Ich kann es den Visitatoren nicht verdenken, daß sie solches nicht tun noch mit solchem Unrecht ihr Gewissen um des Teufels willen beschweren und mit Euch, wo sie in Euer Vornehmen willigten, zum Teufel fahren sollten. Seht Euch vor, liebe Herren und Freunde, seht Euch vor, bringt Euch der Teufel erst einmal zu Fall, so wird er es dabei nicht lassen, sondern Euch weiter fällen.

Der erste Fall ist der, daß Ihr Euren Pfarrer sollt verachten und hassen ohne Ursach, das heißt Christum, aller Pfarrer Obersten, selbst verachten. Da werdet Ihr Euch an den Stein stoßen und an dem verzehrenden Feuer verbrennen, denn ihm ist mehr gelegen an einem frommen und getreuen Pfarrer als an aller Obrigkeit in der ganzen Welt, denn deren Amt dient ihm nicht zu seinem Himmelreich, wie es das Pfarramt tut.[3]) Mit diesem bringt er's dahin, daß er Euer Herz und Mund zustopfet, daß sie nicht glauben, nicht beten, nicht loben noch Euer Haupt vor Gott aufheben lassen in der Not, wie er spricht Matth. 5: „Laß Dein Opfer vor dem Altar und versöhne Dich zuvor." Damit wäret Ihr schon keine Christen mehr und hättet euch selbst verbannt; das ist schrecklich. Darnach wird er es dahin bringen, daß er außer dieser Eurer eigenen Sünde Euch mit großen fremden Sünden belastet, nämlich daß Ihr Euren unschuldigen Pfarrer vertreibt, die Kirche verwüstet und Kinder und andere fromme Leute des Wortes, der Taufe und des Sakramentes beraubt, daß sie, so viel an Euch ist, mit euch verdammt sein müssen. Das wäre viel ärger als des Papstes Regiment. Wie wollt Ihr das verantworten? Dazu, wenn der gemeine Mann und die liebe Jugend solch greulich Beispiel sehen, wie man gelehrte, fromme Pfarrer für ihre Müh' und treuen Dienst mit Dreck und Schande belohnt: wer will dann noch ein Kind zur Schule bringen? Wer wird auf seine Kosten studieren? Woher sollen wir Pfarrer nehmen?

In diesen Schaden sucht der Teufel durch Euren und Euresgleichen Mutwillen Euch und andere, wie gesagt, zu führen. Wie viel besser wäre es, unter dem leidigen Papst und Türken zu stehen, wo doch noch Schulen und Kirchen geblieben sind nebst Pfarrern und Predigern, als unter Euch, da Ihr ja alles verwüstet.

Zum dritten: wo Ihr nicht Acht gebt, wird er Euch zuletzt in verstockte Unbußfertigkeit treiben, da ist's dann aus mit Euch und kein Rat mehr. Das ist auch des leidigen Teufels Ziel. Darum je eher je besser mit dem Pfarrer und der Kirche, das ist mit Christo vertragen, damit Ihr nicht auch ein Exempel werdet, wie es mit etlichen bereits geschehen ist. Es sind doch wohl andere Wege zu finden. Wer den Pfarrer nicht hören will, dem steht die Kirchtüre offen, und er mag ohne Gottes Gnaden draußen bleiben. Die Kirchen sind nicht darum gebaut und die Pfarren nicht darum gestiftet, daß man die hinausstößt, die Gottes Wort lehren oder hören wollen, und die drinnen lässet, die Gottes Wort nicht hören wollen, sondern um deren willen, die es gern hören und nicht entbehren können.

Ihr seid nicht Herren über die Pfarrer und das Predigtamt, habt sie nicht gestiftet, sondern allein Gottes Sohn, Ihr habt auch nichts dazu gegeben und weniger Anrecht daran als der Teufel am Himmelreich ... Euer Keiner will es leiden, wenn ein Fremder ihm seinen Diener beurlaubt oder verjagt, den er nicht entbehren kann. Ja, es ist kein Hirtenbub so gering, daß er von einem fremden Herrn ein krummes Wort ertrüge. Nur Gottes Diener muß jedermanns Huddel sein und alles von jedermann hinnehmen. Nur von ihm will oder kann man nichts hinnehmen, auch nicht Gottes Wort selbst.

Solche Vermahnung wollet gut verstehen, wie ich sie treulich meine, denn es ist Gottes Vermahnung. Werdet Ihr aber nicht hören noch Euch bessern, so müssen wir Euch fahren lassen und dennoch sehen, wie wir dem Teufel widerstehen, zum wenigsten insoweit, daß wir unser Gewissen nicht mit Euren Sünden beschweren und dem Teufel nicht zu Willen sein werden. In den Bann dürfen wir euch nicht tun, aber Ihr tut euch selbst hinein, so gern wir Euch viel lieber daraus hätten.

Und wenn Ihr gleich einen andern Pfarrer kriegen könntet, womit es noch weit hin ist, so könntet Ihr doch nicht Christen oder irgendeines Stückes christlicher Gnade und christlichen Lebens teilhaftig sein. Es wird auch keiner die Stelle annehmen gegen der Visitatoren Willen und Befehl. Wer wollte auch zu solchen Verleugner-Christen gehen, die den bösen Ruf haben, daß sie ihren Pfarrer mit Gewalt und Unrecht vertreiben, die Christen heißen, aber diesen Namen mit Schande führen wollen! Ihr würdet davon einen schönen Namen in aller Welt kriegen und ein rechtes Beispiel werden.

Vertraget Euch endlich mit Eurem Pfarrer, das rat' ich Euch in Christo, und lebt freundlich mit ihm! Lasset ihn strafen, lehren, trösten, wie es ihm von Gott befohlen ist und auf seinem Gewissen liegt. Steht doch in Hebr. 13 geschrieben: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über euren Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben müssen, auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch gut." Was ihr vorhabt, ist ein bös Exempel, daß jeder Amtmann, Richter oder Ratsherr wollte einen Pfarrer ohne Recht und Ursache nach seiner Laune freventlich vertreiben. Gott wird's und kann's nicht leiden. Gott gebe, daß Ihr's nicht erfahret, sondern derselbe liebe Gott helfe, daß Ihr seinen Willen mit Furcht erkennet und ehret seinen Sohn ... und seine Diener, die armen Pfarrer, die sonst genug geplagt sind und billig von Euch weltlichen Regenten Schutz und Trost haben sollten, damit Euer Amt ein Gottesdienst würde. Hiermit dem lieben Gott in seiner Gnade befohlen.

[3]) Von der hohen Aufgabe der Obrigkeit, davon, daß sie Gottes Dienerin ist, vom sittlichen Wert staatlicher Ordnung hat Luther oft geredet, und er war stolz darauf, die Würde der Berufsarbeit und jedes rechtschaffenen Dienstes am Gemeinwesen gegenüber katholischer Hochschätzung des Mönchtums wieder klar hervorgehoben zu haben. Wenn er hier gegenüber einem Stadtrat, der auf unrechte Weise in kirchliche Dinge eingriff, hervorhebt, daß die Aufgabe der Obrigkeit weltlich bleibe, während das Pfarramt dem Himmelreich diene, so ist das also nicht in katholisch-klerikalem Sinne, im Sinn hierarchischer Machtansprüche zu verstehen, so gewiß die Art, wie in altprotestantischer Zeit lutherische Pfarrer bisweilen der Obrigkeit entgegentraten, geistliche Herrschaft und das Recht des Bannes beanspruchten, uns oft noch stark katholisch scheint. Das auch von Luther gebrauchte Bild, Jesus Christus sei der oberste Pfarrer, ist zwar nicht ohne Anknüpfung im neutestamentlichen Sprachgebrauch, geht aber noch über die katholische Lehre und Redeweise hinaus, die Apostel seien die ersten Bischöfe gewesen oder es seien doch jedenfalls die Bischöfe die Nachfolger der Apostel. Evangelische Christen, die in unseren Tagen sich gegen unbegründete Absetzung von Pfarrern wehren, sollen jedenfalls sorgfältig darauf achten, daß sie nicht so mißverstanden werden, als handle es sich ihnen um katholisierende, klerikale Machtansprüche der Kirche und nicht einfach um den Ernst der Forderungen des Christentums. D H

Zur Ethik des älteren Protestantismus

Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Ottmar Dittrich. Vierter Band: Von der Kirchenreformation bis zum Ausgang des Mittelalters: I. Die Reformatoren und der lutherisch-kirchliche Protestantismus. Leipzig, Felix Meiner. 1932. XI u. 570 S. 30 M., in Ganzleinen 33 M.

Günstigere Zeit als diese des heftigen Streites ums Wesen und die Möglichkeit protestantischer Ethik überhaupt konnte der vierte Band von der immer mehr sich auswachsenden Dittrichschen Geschichte der Ethik für sein Erscheinen kaum finden. Mit diesem Bande liegt die denkbar erschöpfendste Darstellung der ethischen Auffassung in der protestantischen Werdezeit und Orthodoxie vor — ein Werk, aus dem Wegweisung zu nehmen Niemand versäumen darf, der sich mit der Problematik oder Gestaltung unserer Ethik befaßt. Fünf Jahre sind seit Erscheinen des dritten Bandes verstrichen. Das ist nicht nur durch die dem Fortgang großer Publikationen ungünstigen Zeitverhältnisse, sondern auch durch die erstaunliche Arbeitsleistung veranlaßt, die dem neuen Bande gewidmet worden ist. (Vgl. unsere Anzeige der ersten drei Bände, Chr. Welt 1928, Sp. 1010—1014.) In einer ganz streng objektiven Art der Schilderung, welche die persönliche Ansicht und das eigene Urteil des Verfassers völlig zurücktreten läßt, erhält man nun ein deutliches Bild dessen, was dem Protestantismus in seiner sogenannten Werdezeit als der Inbegriff des sittlichen Lebens galt, ein Bild, wie es mit solcher Vollständigkeit einerseits und mit solcher Hervorhebung der wirklich leitenden Gesichtspunkte andererseits noch nicht gezeichnet worden ist.

Wenn Jemand die Geschichte der Ethik des Protestantismus schreibt, dann kommt es sicherlich in erster Linie darauf an, mit

der Darstellung zu zeigen, in welcher Weise die protestantischen Grundsätze der Lebensauffassung und diejenigen der Beziehung von religiösem und sittlichem Verhalten verstanden und zur Anwendung gebracht worden sind. Dies hat denn auch Dittrich sein vornehmstes Anliegen sein lassen, und deshalb hat er das Ethische so sehr in seiner Verwobenheit mit dem Dogmatischen hervortreten lassen, daß auch der dogmatisch nicht voll vorgebildete Leser in die durch jenes innerlich-wesentliche Verhältnis bedingten Probleme eingeführt wird. Diese sachgemäße Rücksichtnahme auf die auch in der begrifflichen Verarbeitung der seelischen Elemente unverkennbare enge Bezogenheit des Religiösen auf das Sittliche und des Sittlichen auf das Religiöse im Leben eines ernsten evangelischen Christen hat es, ebenso wie das Bestreben nach wirklicher Vollständigkeit, mit sich gebracht, daß er schließlich darauf verzichten mußte, alle Erscheinungsformen der Epoche der reformatorischen Bewegung schon in diesen Band einzubeziehen. Das Zeitalter nach den Reformatoren selbst konnte nur nach der lutherischen Seite seine Darstellung finden, während die reformierte Kirche und das Sektenwesen auf den fünften Band verspart werden mußten. Aber welche Fülle zeigt sich denn auch ohnedies an Namen und Problemen in dem Gebotenen! Hervorgehoben zu werden verdient die gründliche Behandlung des auf aristotelischem Boden zur erkenntnismethodologischen Bedeutung der Logik und hiermit zur subjektivistisch angelegten Erkenntnistheorie vorstoßenden Jakob Zabarella und des Wittenbergers Meisner sowie Gutkes und seiner Geistesverwandten. Diese Abschnitte des Werkes bedeuten einen beachtenswerten Beitrag zum Verständnis des mittelalterlichen Aristotelismus und zur Abschätzung des Einflusses des Aristotelismus innerhalb der systematischen Arbeit des Luthertums.

Die gegenwärtige Ethik ist mehr durch die Frage des sittlichen Sollens als durch die des sittlichen Könnens bestimmt. Die „Freiheits"frage ist zwar nicht geschwunden, aber sie hat der Frage nach dem eigentlichen Ziel und der Bestimmung des Menschen mehr Raum als früher abtreten müssen. Das hat nicht zuletzt seinen triftigen Grund in einer neu ermittelten und doch gänzlich problematisch bleibenden Weltstellung des Erdenmenschen. Soll sittliche Freiheit, die doch nichts anderes als Selbstverpflichtetheit sein kann, in ihrer Möglichkeit beharren, so muß sie das ganze Reich des Notwendigen als Bestandteil ihrer selbst erfassen; sie kann nur durch die Begründung der Notwendigkeit sich selbst begründen. Wir werden unserer Freiheit nicht froh, es sei denn in der Notwendigkeit. Darin liegt aber, daß die Freiheit nicht ist ohne das Sollen, und daß das Sollen immer der Freiheit vorgegeben ist. So hat man immer wieder die Frage des Sollens vor derjenigen der Freiheit oder auch statt ihrer in Angriff genommen.

Wodurch aber ist mein Sollen bedingt? Als was für eine Verpflichtung tritt es an mich heran? Oder tritt es überhaupt an mich heran? Tritt es nicht vielleicht aus mir selber hervor, als mitgegebenes Teil von mir? Denn es ist doch nun einmal *mein* Sollen! Gewiß, durch die mir gegebene Umgebung bestimmt; dennoch durch mein Ich als eine Linie von einer Kurve gezeichnet. Meine Umgebung, mein Selbst und meine mir mögliche und von mir geübte Schau in die Unermeßlichkeit des Endlichen, das sich ins Unendliche zu dehnen scheint, sind von meinem Sollen unabtrennlich. Dadurch, daß der Mensch von heute hierdurch seine Stellung im Universum mehr denn zuvor als Problem empfindet, wird ihm die Frage nach Sein, Bestimmung und Sollen anders geformt. Mir scheint, daß tatsächlich erst heute, erst eben nach dem letzten astrophysischen Schlag, der Mensch auf das Gewaltige der damit gegebenen Problematik aufmerksam wurde. Es ist mit den früheren Entdeckungen und Errechnungen seltsam gegangen. Sollte man meinen, die Dehnbarkeit und das Wachstum der Welten sei eine Erkenntnis, die das menschliche Bewußtsein sofort aufs stärkste berührt, so haben jedenfalls die früheren Vorstöße in dieser Richtung zunächst so viel unwillige, ungläubige Ablehnung gefunden, daß auch hernach der Eindruck schwach blieb. Nach der Umwälzung des Kopernikus war es allerdings noch ein Kosmos; jetzt scheint das Universum aus vielen Kosmen zu bestehen, deren jeder nicht eine fertige, sondern eine in der Entwicklung befindliche Größe ist. Man mag aus jener immerhin viel „begrenzteren" Weltenheitlichkeit bei Kopernikus sich die geringe Durchschlagskraft seines Rufs erklären. Dittrichs Analyse der ethischen Fragestellung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt nicht, daß die Entdeckung der „Revolutio orbium coelestium"[1]) ihr etwas bedeutete. Wie wir bei Melanchthon bis zuletzt vernehmen, daß Gott wegen der Kirche alles Uebrige geschaffen habe, die Kirche aber, damit ein Gott gehorsames und ihn verherrlichendes Subjekt da sei, so ist selbst bei Weigel der Geozentrismus nicht gestört. Eine Andeutung zu leichter Verschiebung des ethischen Problems infolge damals neuartiger kosmischer Schau könnte man — höchstens, aber wahrscheinlich nicht — in der Betonung der Erörterung der Ewigkeit der Höllenstrafen finden. Das mittelalterliche Denken war so gefestigt, daß es sich durch keinen Vorstoß von der selbstsicheren anthropozentrischen Auffassung abbringen ließ. Um so merkwürdiger dies, als doch schon Lukrez dagegen zu bedenken gegeben hatte, daß im Universum medium nil esse potest,[2]) womit die Erde samt dem Menschen aus dem behaglichen Zentrum gewiesen war. Und um so merkwürdiger wiederum nach diesem allen, wenn noch Hegel mit seinem Prinzip der Begreiflichkeit des Universums die Weltschau wieder hinter die Möglichkeiten der Mitte des 16. Jahrhunderts zurückschraubte: für den Hegel-Kenner allerdings nicht verwunderlich; Hegels Gedanken befaßten sich nicht mit dem Universum und seiner Entwicklung, sondern mit Evolution im Sinne von Entfaltung, deren Objekt-Subjekt die zentral gestellte Erde war; alles Werdende jedoch nichts weiter als die „Entrollung" dessen, was ewig-ursprunghaft im göttlichen Absoluten liegt. Man sieht hier deutlich, wie ungeheuer fern es dem Menschengeist liegt, nicht anthropozentrisch zu denken. Selbst das System des absoluten Geistes weiß eine Pforte, dem Menschen sein sichres Zentrum zu retten: die Entpersönlichung des Absoluten.

Darin darf man eine der bleibenden wertvollen Einsichten jener von Dittrich in vorliegendem Bande behandelten Periode erblicken, daß sie immer wieder für den Menschen nur die eine Sicherheit gefunden haben, die ihm aus der in Gott gegründeten Existenz erfließt. Bleibend auch für eine moderne und modernere Menschheit, deren Sicht geweitet ist durch die Schau nicht bloß der anderen Existenzen auf der Erde, sondern anderer Welten als vieler in sich relativ abgeschlossener billionenfacher Sternenmassen im Universum mit wer weiß ob auch einer Erde und Menschheit oder mehrerer oder keiner; mit der Schau einer „begrenzten Unendlichkeit" mit einem oder ganz wenigen Menschheitspünktchen drin.

Wie findet der Mensch, so verschärft auf die Endlosigkeitssicht abgestellt, die ihm wesentliche Bestimmung? Wo gibt ihm der christliche Lebensimpuls seinen Ort? Worin besteht sein biologisches Sein?

Wenn irgend so hier muß sich der protestantische Verzicht auf jede Verdienstlichkeit erhärten. Gegenüber jener neu erschauten Unermeßlichkeit der sich türmenden Welten verstummt jeder Eigenwille, durch sich selbst zu sein und von sich aus zu handeln. Und so quillt gerade angesichts des unseren Instrumenten erfahrbaren Universums alle Redlichkeit und Wirksamkeit allein aus der Stellung zu Gott; *aus Glauben*. Wie zieht sich doch dieser Grundton durch die reformatorische Zeitfülle, indem Luthers Gedanke von dem die Liebe gestaltenden und durch sie als sein Werkzeug mächtigen Glauben herrlich wiedergefunden bei Johann Arndt dasteht (vgl. Dittrich S. 339): nicht die katholische fides caritate formata, sondern die fides caritatem formans.[3]) So ist die Stellung des Menschen vom ersten bis zum letzten Atemzuge. Denn der auf das Sprungbrett gegenüber dem irdischen Dasein gestellte Mensch tut seinen ihm selbstverständlichen Sprung, ohne daß es aber für ihn damit getan wäre. Es wird dem Nichtschwimmer schwer, so tief in die Weltlichkeit unterzutauchen, daß er in ihr heimisch werde. Immer wieder zwingt die ihm aufgenötigte Existenzform zuzuspringen, um — von sich, seinem Ursprung weg in die Welt hineinzukommen. Das ist der stetige Vorgang des Hineingetriebenwerdens in die Existenz. Diese Existenz zu verwirklichen und alles Mögliche zu ihrer Bewahrung zu tun, das ist der tiefste Sinn menschlichen Verhaltens, menschlicher Ethik im Lichte der von Gott gegebenen Bestimmung. Alles weitere, was protestantische Ethik hinzufügen muß, ist Analyse dieser Erfassung menschlicher und menschheitlicher Bestimmung.

Wien Karl Beth

[1]) Der „Umwälzung der Himmelskörper". DH

[2]) Keine Mitte, kein Zentrum sein kann.

[3]) Nicht der durch die Liebe gestaltete Glaube, sondern der die Liebe gestaltende Glaube.

Hegel als Revolutionär

Aus vergessenen Schätzen 2

(vgl. Sp. 848)

Hegel gilt als der Philosoph der politischen Restauration nach 1815, ja der Reaktion, die bald danach einsetzte. Nicht ohne Grund; aber daß auch sein politisches Denken zwei Seiten hat, sein Entwicklungsgedanke fortschrittlich, revolutionär gefaßt werden kann, das wußte man schon immer. Soeben ist bei Felix Meiner, Leipzig, unter dem Titel „*Hegel heute*" „eine Auswahl aus Hegels politischer Gedankenwelt" erschienen (86 S., 1.50 M.), die den Philosophen von einer vielen Lesern unbekannten Seite her zeigt. Aus dem Aufsatz: „Ueber die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs" (1798) wird im folgenden ein Stück mitgeteilt, aus dem man sieht, wie dieser selbständig denkende Achtundzwanzigjährige das Herüberwirken der französischen Revolution auf die unhaltbar

gewordenen Verhältnisse seiner schwäbischen Heimat empfand, wie er zu Reformen im Sinne der Gerechtigkeit mahnt, von den Bevorrechteten und Besitzenden Zugeständnisse fordert, weil sonst im Sturm einer Revolution alles zusammenbrechen könnte.

Ueber die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs

„Die ruhige Genügsamkeit an dem Wirklichen, die Hoffnungslosigkeit, die geduldige Ergebung in ein zu großes, allgewaltiges Schicksal, ist in Hoffnung, in Erwartung, in Mut zu etwas anderem übergegangen. Das Bild besserer, gerechterer Zeiten ist lebhaft in die Seelen der Menschen gekommen, und eine Sehnsucht, ein Seufzen nach einem reinern, freiern Zustand hat alle Gemüter bewegt und mit der Wirklichkeit entzweit. Der Drang, die dürftigen Schranken zu durchbrechen, hat seine Hoffnungen an jedes Ereignis, an jeden Schimmer, selbst an Freveltaten geheftet... Das Aufschieben der Befriedigung dieser Hoffnungen, die Zeit kann jene Sehnsucht nur läutern, das Reine vom Unreinen scheiden, aber sie wird den Trieb nach dem, was einem wahren Bedürfnis abhilft, nur verstärken, jene Sehnsucht wird sich durch die Zögerung nur desto tiefer in die Herzen einfressen; sie ist kein zufälliger Schwindel, der vorübergeht... ist eine Anstrengung der gesunden Kraft, das Uebel auszutreiben.

Allgemein und tief ist das Gefühl, daß das Staatsgebäude, so wie es jetzt noch besteht, unhaltbar ist; allgemein ist die Aengstlichkeit, daß es zusammenstürzen und in seinem Falle Jeden verwunden werde. Soll mit jener Ueberzeugung im Herzen diese Furcht so mächtig werden, daß man es aufs gute Glück ankommen lassen will, was umgestürzt, was erhalten werden, was stehen oder was fallen möge? Soll man nicht das Unhaltbare selbst verlassen wollen, mit ruhigem Blick untersuchen, was zu dem Unhaltbaren gehört? Gerechtigkeit ist in dieser Beurteilung der einzige Maßstab; der Mut, Gerechtigkeit zu üben, die einzige Macht, die das Wankende mit Ehre und Ruhe vollends wegschaffen und einen gesicherten Zustand hervorbringen kann.

Wie blind sind diejenigen, die glauben mögen, daß Verfassungen, Gesetze, die mit den Sitten, den Bedürfnissen, der Meinung der Menschen nicht mehr zusammenstimmen, aus denen der Geist entflohen ist, länger bestehen, daß Formen, an denen Verstand und Empfindung kein Interesse mehr nimmt, mächtig genug seien, länger das Band eines Volkes auszumachen.

Alle Versuche, Verhältnissen, Teilen einer Verfassung, aus welchen der Glaube entwichen ist, durch großsprechende Pfuhlereien wieder Zutrauen zu verschaffen, die Gräber mit schönen Worten zu übertünchen, bedecken nicht nur die sinnreichen Erfinder mit Schande, sondern bereiten einen viel fürchterlicheren Ausbruch, in welchem dem Bedürfnisse der Verbesserung sich die Rache beigesellt, und die immer getäuschte, unterdrückte Menge an der Unredlichkeit auch Strafe nimmt. Bei dem Gefühle eines Wankens der Dinge sonst nichts zu tun, als getrost und blind den Zusammensturz des alten, überall angebrochenen, in seinen Wurzeln angegriffenen Gebäudes zu erwarten und sich von dem einstürzenden Gebälke zerschmettern zu lassen, ist ebensosehr gegen alle Klugheit als gegen die Ehre.

Wenn eine Veränderung geschehen soll, so muß etwas verändert werden. Eine so kahle Wahrheit ist darum nötig gesagt zu werden, weil die Angst, die muß, von dem Mute, der will, dadurch sich unterscheidet, daß die Menschen, die von jener getrieben werden, zwar die Notwendigkeit einer Veränderung wohl fühlen und zugeben, aber, wenn ein Anfang gemacht werden soll, doch die Schwachheit zeigen, alles behalten zu wollen, in dessen Besitze sie sich befinden, wie ein Verschwender, der in der Notwendigkeit ist, seine Ausgaben zu beschränken, aber jeden Artikel seiner bisherigen Bedürfnisse, von dessen Beschneidung man ihm spricht, unentbehrlich findet, nichts aufgeben will, bis ihm endlich sein Unentbehrliches wie das Entbehrliche genommen wird. Das Schauspiel einer solchen Schwäche darf ein Volk, dürfen Deutsche nicht geben; nach kalter Ueberzeugung, daß eine Veränderung notwendig ist, dürfen sie sich nun nicht fürchten, mit der Untersuchung ins einzelne zu gehen und, was sie Ungerechtes finden, dessen Abstellung muß der, der Unrecht leidet, fordern, und der, der im ungerechten Besitz ist, muß ihn freiwillig aufopfern."

Rudolf Schwarz und seine Werke

Wo soll ich beginnen? Beim Romandichter? Beim Novellisten? Beim Historiker? Beim Bühnenschriftsteller? Beim Freund und Erzieher der Jugend? Ja, Rudolf Schwarz ist ein Vielfacher.

Bekannt ist er der wissenschaftlichen Welt durch sein großes, 1909 erschienenes, Calvin-Werk,[1]) in dem er rund 800 Briefe Calvins bringt, aus den französischen und lateinischen Originalen ausgewählt und ins Deutsche übersetzt, eine Riesenarbeit. Die „Christliche Welt" sagte damals:

Man möchte wünschen, daß dieses Werk auch über die Kreise der Theologen hinaus — für Theologen ist es Sünde, daran vorüberzugehen — gelesen werden möge, und die tiefere Wirkung der Calvin-Feier scheint nun, da dieses Werk erschienen, gesichert. Calvins Bild tritt uns mit ergreifender Deutlichkeit entgegen.

Und die „Jahresberichte für deutsche Literaturgeschichte" bezeichneten das Buch als die bedeutendste Gabe, die uns die Calvin-Feier beschert hatte. Einen kleinen Begriff von dieser Arbeit können die, die nicht das große Werk durchgehen wollen, bekommen in dem „Quellenbuch" des Voigtländer-Verlages: „Die hugenottischen Märtyrer von Lyon und Johannes Calvin",[2]) aus dem Josef Ponten die Anregung zu seinem Roman „Die Studenten von Lyon" bezog. Allerdings hat Ponten die Briefe — besonders einen — stellenweise geändert und mit eigenen Zutaten versehen.

Den Theologen ist Schwarz ferner bekannt durch seine zahlreichen Abhandlungen über Themen des Glaubens und der Kirchengeschichte. Mancher Leser wird schon seine helle Freude gehabt haben an dem Temperament, mit dem Schwarz seine Auffassungen vertritt, und mancher wird sich wünschen, ihn einmal — auf der Kanzel zu hören. Doch dies wird leider kaum mehr möglich sein, denn Schwarz, einst reformierter Pfarrer, ist nach zwanzigjähriger Tätigkeit aus Gesundheitsrücksichten aus dem Amt geschieden, seitdem ganz seiner Schriftstellerei lebend. Doch haben die Basler öfter noch die Freude, ihn zu hören. Schwäbischen Stammes, ist er in Basel geboren und lebt dort, wo er das schweizerische Wochenblatt des Blauen Kreuzes redigiert, häufig auf dem Vortragspult erscheint und sich besonders gern der Blaukreuzjugend annimmt. Er ist jetzt 55 Jahre alt, regelmäßiger Mitarbeiter mehrerer Tageszeitungen und Zeitschriften. Gegenwärtig bereitet Schwarz eine erzählende Darstellung (keine Biographie!) vom Leben des Basler Reformators Oekolampad vor und freut sich, diesen feinen Menschen, der sich vom Humanisten durch das Mönchtum zum Reformator durcharbeitete, darzustellen.

Die erstaunliche Vielseitigkeit von Schwarz hat ihm einen Leserkreis gesichert, der sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzt. Wem die wissenschaftlichen Dinge nicht liegen, der braucht sich vor dem anderen Schwarz nicht zu fürchten. Es ist ja nicht jedermanns Sache, eines Gelehrten Werke zu lesen. Wenn dieser Gelehrte es aber fertigbringt, in anschaulicher, leichter, freier Art geschichtliche Tatsachen zu verlebendigen — Tatsachen, die uns vielleicht in der Schule „langstielig" erschienen, und die wir nur lernten, weil wir sonst hätten nachsitzen müssen, wenn er überdies mit einem so prachtvollen gesunden Humor gesegnet ist, so darf jedermann sich getrost daran machen, seine Romane und Novellen zu lesen. Schwarz, der seine Stoffe oft aus den mancherlei Geschehnissen und Konflikten der Kirchengeschichte holt, quält uns nicht zehn Seiten lang mit Erklärungen irgendeiner Theorie oder mit psychoanalytischen Erläuterungen, sondern

[1]) Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen. Eine Auswahl von Briefen Calvins in deutscher Uebersetzung. Tübingen, Mohr 1909. Zwei Bände. XXII 498 und XIX 496 S. Geb. 24 M.

[2]) Die hugenottischen Märtyrer von Lyon und Johannes Calvin. Berichte und Briefe, übersetzt. Leipzig, R. Voigtländer. Band 40 der „Quellenbücher". 96 S. 80 Pf.

er läßt seine Gestalten sprechen und handeln und stellt damit Charaktere und Tatsachen so klar vor uns hin, daß sie uns vertraut und verständlich werden, ohne uns jemals zu ermüden. Er *berichtet* nicht einfach, was er aus Werken, aus Ueberlieferungen jeglicher Art, aus zum Teil Selbsterlebtem weiß, sondern er bringt alles so geistvoll, dabei ohne Schönfärberei, ohne Pathos, aber auch ohne allzu stark betonte Realistik, daß man nur bedauern muß, daß in der Schule Geschichtliches nicht in dieser Form gelehrt wird. Man hätte mehr Nutzen davon, mehr Freude daran und auch mehr Wissen darum. Der dem Gegenstand der Erzählung, dem Zeitalter, dem sie entsprungen, jeweils meisterhaft angepaßte Sprachstil verstärkt die Wirkung. Herrlich ist der Zorn, mit dem sich Schwarz von allem befreit, was heuchlerisch, spießerisch, „außen fix und innen nix" ist. Er pfeffert mitunter etwas dahin, daß man spürt: mit dem ist nicht gut Kirschen essen, wenn man nicht an allen Ecken und Enden ein Säuberling ist. Die „gute alte Zeit" kommt nicht immer ganz gut dabei weg. Da aber „alles schon einmal dagewesen", so muten auch Schwarzens *Novellen und Romane* zum Teil ganz aktuell an in heutiger Zeit, da die Kämpfe, in denen die Welt heute steht, doch die gleichen sind, wie sie früher schon ausgefochten wurden, in anderer Form, aber doch mit den gleichen Begleiterscheinungen. Die Aehnlichkeit mit heutigen Verhältnissen ist teilweise so stark, daß, wenn nicht die Jahreszahl der Buchherausgabe ein Gegenbeweis wäre, man glauben könnte, die Novellen wären auf heutige Zeit gemünzt.

Geradezu kostbar in ihrer humorvollen Art sind die neuerdings erschienenen „Weltlichen Heiligengeschichten".[3]) Auch sie werden wie manche der vorher erschienenen Novellen beim Leser Freude auslösen über die mancherlei Lausbüblein, die da herumspuken. Böse sind sie ja eigentlich alle nicht, diese eitlen, ruhmsüchtigen, von sich und der eigenen Vorzüglichkeit Besessenen. Zwei wirklich köstliche historische Begebenheiten, die nur eines kleinen Phantasiezuschusses bedurften, um fröhliche Novellen abzugeben, geben dem Buche den Titel.

Die erste Geschichte des neuen Bandes bringt uns die „Flucht und Rückkehr des heiligen Gregor", wobei es sich aber nicht um den Heiligen selber handelt, sondern um die „Homilien" des Gregor von Nazianz. Diese Homilien sind als Handschrift — die Geschichte spielt um die Reformationszeit — nur ein einziges Mal vorhanden, und zwar in der Klosterbücherei, die dem altgläubigen Bibliothekar Pater Schweblin untersteht. Als die „Neugläubigen" dem Kloster nahen, um altes Regiment zu stürzen und neues einzuführen, gibt der Prior den Befehl zur Flucht. In der nun folgenden Verkleidungsszene verwandeln der treue Bibliothekar und ein anderer frommer Bruder sich in Bauernweiber. In der Busen und Hüften Fülle verstecken sie das, was ihnen als das Mitnehmenswerteste erscheint: kostbare Altargeräte der Andere, Schweblin die geliebte Handschrift. Gewissenhaft legt er an die leere Stelle im Regal noch einen Zettel als „Quittung" über die „ausgeliehenen" Homilien. Der Leser würde es mir nicht verzeihen, wenn ich ihm die Auflösungen der Geschichten im voraus verriete und ihn damit um die Hälfte des Vergnügens brächte. Nur will ich noch sagen, daß diese Geschichte von den Homilien historisch ist und daß der „Ausleihzettel" mitsamt dem Buche noch heute in der Universitätsbibliothek zu Basel ruht. Die zweite Geschichte des Buches: „Der hilfreiche St. Antonius", spielt im 18. Jahrhundert. Ergötzliche Szenen ergeben sich aus dem Nimbus, der um den hl. Antonius schwebt, den Schutzpatron derer, die etwas verloren haben. Ein *weltlicher* Anton pfuscht dem Heiligen ins Handwerk, indem *er* Verlorenes zurückbringt — freilich nicht mit der Uneigennützigkeit eines Heiligen, sondern er weiß schon, warum er sich bemüht. Aber immerhin läßt er dem St. Antonius den Ruhm und heimst für sich nur den Finderlohn in Gestalt eines geliebten Mädchens ein. Uebrigens will ich verraten — die Leser hören ja ganz gern einmal etwas aus Dichters Werkstatt — daß diese Geschichte einen recht heiteren Entstehungsgrund hat: der Verfasser war eines Abends mit Kollegen von der Feder zusammen bei dem bekannten Basler Schriftsteller Emanuel Stickelberger, der eine kleine Statue dieses Heiligen in seinem Studierzimmer stehen hat. Jemand machte die Bemerkung, daß das lächelnde Kindlein auf dem Arme des Antonius ein rechtes Lausbübleingesicht habe, und daß dieses Heiligenbild eigentlich eine Darstellung der *Scheinheiligkeit* sei. Ein Wort gab das andere, bis der Hausherr vorschlug, jeder der Anwesenden solle eine Geschichte um eben dieses lausbübleinmäßige Lächeln schreiben, und Schwarz schoß mit der seinen den Vogel ab. Die dritte der Geschichten, „Der gerettete St. Bläsi", dreht sich — die Angelegenheit ist historisch — um Neuerungen in Basel gelegentlich der Revolution um 1798. Schnüffler und Denunzianten „arbeiten" unter dem Deckmantel der „Vaterlandsliebe", in Wirklichkeit ihrer Eitelkeit frönend und nach Profit gierend. Umbenennungen von Straßen und Plätzen durch kriecherische Gemeindevorsteher. Kleinliche Neidereien, überhaupt all die schönen Dinge, die sich ergeben bei dem „le roi est mort! Vive le roi!" und bei — Herzensangelegenheiten, nämlich wenn zwei dasselbe Mädchen lieben. Alles dies wird uns in köstlicher Lebendigkeit vor Augen geführt. Die Personen haben alle gelebt. Angeführte Schriftstücke liegen in Basel im Archiv.

In feinem Ernst schuf Rudolf Schwarz den Band „*Aus ernsten Tagen*".[4]) Zwei Novellen aus der Reformationszeit aus Basel. Mit wunderbarer Einfühlung schildert er uns die Entstehung des Holbeinschen Gemäldes „Die Madonna des Bürgermeisters", die Worte darüber Holbein selbst in den Mund legend, der im Gespräch mit Erasmus von Rotterdam sein innerstes Erleben beim Malen des Bildes preisgibt. Die zweite Geschichte, „Der Bote", bereitet eine stille, nachdenkliche Stunde, in der wir uns ein wenig von innen besehen. „Bereit sein ist alles" ... bereit auch auf den Tod. Es ist eine Geschichte aus der Pestzeit, da täglich der Tod die Menschen schreckte, die Geschichte von den letzten Erdentagen des Andreas Bodenstein, bekannter unter dem Namen Karlstadt, den er nach seiner fränkischen Heimat angenommen. Luthers Gegner lebte zuletzt als Professor in Basel; er unterstand sein ganzes Leben hindurch einer furchtbaren Angst vor dem Tode. Daß dieses Leben einmal vorbei sein sollte, erfüllte ihn stets mit Schrecken, und den Inhalt seiner täglichen Zwiesprache mit Gott bildete zumeist die Bitte, ihm diese Angst zu nehmen. Und sie wird ihm genommen noch in seinen letzten Tagen. Eine Vision gibt ihm die Ruhe. „Der Bote" hinterläßt mit seinem Kämpfen um die Ruhe, mit dem In-sich-gehen, mit dem Sich-ins-Gericht-nehmen Karlstadts einen tiefen Eindruck.

In den fünf Geschichten des „*Elendsesels*"[5]) zieht Schwarz alle Register seiner Vielseitigkeit auf. In der ersten, die Ende des 16. Jahrhunderts spielt, finden wir den Leonhardt Thurneysser als den Mann, den das Volk im Bunde mit dem Schwarzen glaubt. Und um dieses Verdachtes willen muß der Elendsesel, aus einer armen Elenkuh entstanden, elenden Todes sterben. Das Drum-Herum um diese Elchkuh mit den traurigen Heimwehaugen ist so fein beseelt, der kleine Knabe Fixli so klar, die ihn betreuende Kätterli so verständlich in ihrem Unverstand, daß wir alle diese Leute zu kennen glauben. Die Kätterli, die alles Unheil in der Stadt, einschließlich der Krankheit ihres Lieblings Fixli, dem fremden „Zauberer" in die Schuhe schiebt, möchte diesen Unhold vernichten. Doch da sie nicht weiß wie, schlägt sie aufs Geratewohl in der Bibel nach, um dort, wie oft schon, sich Rat zu holen. Sie gerät auf die Stelle, da Judith dem Holofernes das Haupt abschlägt. Und da sie zweifelt, ob dies in diesem Falle auch wohl das Rechte sei, sticht sie in ihrer Bedrängnis noch einmal mit der Haarnadel zwischen die Seiten der Bibel und findet nun die Stelle, da Daniel Pech und Fett kochet und dem Drachen ins Maul wirft, damit er berste. Nun ist Kätterlis Not erst recht groß, da das zweite Orakel das erste zu

[3]) *Weltliche Heiligengeschichten.* Basel, Friedrich Reinhardt 1933. Aus der Reihe der Stab-Bücher. 113 S. 2 M.

[4]) *Aus ernsten Tagen.* Basel, Friedrich Reinhardt 1927. Aus der Reihe der Stab-Bücher. 110 S. 2 M.

[5]) *Der Elendsesel.* Stuttgart, J. G. Cotta 1922. 242 S.

bestätigen scheint. Nur schwierig ist die Wahl, ob sie dem Gehaßten nun das Haupt abschlagen oder ihm Pech in den Magen praktizieren soll. Doch findet sie die Lösung aus der Qual der Wahl: nicht den gehaßten Menschen braucht sie zu töten, sondern es genügt, wenn sie — da Daniel den Drachen zerbersten ließ — auch ein Tier, also hier den „Elendsesel" tötet. Die zweite Geschichte dieses Bandes rankt um die, die im „Grenzland des Geistes" leben. „Der Grande und die Gret" ist eine Geschichte um zwei Armenhäusler. Der „Grande" ist ein ehemaliger Kellner, dem jahrzehntelanges Bedienen vornehmer Gäste zu seiner „Lebenskunst" verholfen. Er ist in dieser Kunst so glücklich, daß er, zu einem wirklich guten Essen geladen, kaum Genuß davon hat, da, wie er sagt, „die eßbare Wirklichkeit doch nie an die Reinheit des geistigen Genusses heranreichen kann...". Der „geistige Genuß" in seinem Falle aber besteht darin, daß er beim Vertilgen der armenköstlichen Pellkartoffeln mit Hering sich ins Lesen delikatester Menüs vertieft und sein Gaumen den Hering als raffiniertestes Zungenragout und die Kartoffeln als Trüffeln schmeckt — Lebenskunst. Doch das Feinste der Geschichte ist nicht dieses, sondern daß der Phantast bei den feinen Manieren auch eine feine Seele besaß, die vielleicht bei denen, die er ehemals bediente, gar nicht vorhanden war, da sie nicht mit Geld erworben werden kann, sondern eine Gottesgabe ist. Und diese feine Seele läßt den Gourmand die Liebesangelegenheit mit der Gret in so delikater Weise erledigen, daß wir nicht ohne Rührung daran denken. Die dritte Geschichte: „Die Fuchsjagd und das Bankgeheimnis" dreht sich ebenfalls um einen von der Gemeinde Unterhaltenen. Man hält ihn für heimlich vermögend. Man kann aber nicht richtig dahinterkommen, läuft von Pontius zu Pilatus, um zum Schluß zu erfahren, daß es — ein „Bankgeheimnis" gibt. „Der Herr Kurprediger" gehört auch zu den „Grenzfällen". Er ist einer mit Geltungsbedürfnis; einer, der nach „oben" wirken möchte und durch die Geschichte hindurch schweifwedelt, um am Schlusse doch recht kläglich am Boden zu liegen. „Die Vikarin von Oberkönigen" hat Herz und Sinn auf dem rechten Fleck, eine junge angehende Lehrerin, die während des Krieges einen Kollegen zu vertreten hat. Der Pädagoge Schwarz, Kenner und Freund der Jugend, hat hier das Wort.

Den Freund der Jugend finden wir auch in dem für die Blaukreuzjugend geschriebenen Buche „Hans Frischmuths Weg ins Glück".[6]) Der Name des Titelhelden begleitet uns in seiner schönsten Bedeutung durch das ganze Buch. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der eine Lebensaufgabe sucht und sie im Dienste des Blauen Kreuzes findet. Es ist eine Erzählung von der Gründung der Blaukreuz-Jugendvereine, von ihrem frischen, mutigen Wirken und Werben für die Antialkoholbewegung. Es wäre zu wünschen, daß viel männliche und weibliche Jugend dieses Buch läse. Ich kenne kein anderes, das in so eindringlicher und dabei so unterhaltender Form die Ziele und den Zweck des Blauen Kreuzes darstellt und dabei der Jugend in vollem Verständnis ihrer Rechte doch auch die schönste Pflicht des Christenmenschen vor Augen führt: wir sollen alle „unseres Bruders Hüter sein" auf der Grundlage: „...und hätte ich alle Weisheit der Erde und hätte der Liebe nicht..." Der Blaukreuzverein hätte keinem Besseren den Auftrag für diese Werbeschrift geben können als gerade Schwarz, dem sein tiefer Glaube, seine große Liebe zur Jugend, sein starkes pädagogisches Talent und die offenherzige Erzählergabe die richtigen Worte gaben. Mit der Jugend beschäftigt sich Schwarz noch in zwei anderen Erzählungen, die wir in einem Bande des Frobeniusverlages zusammen mit einer ergötzlichen Spießergeschichte finden.[7]) Aber es ist eine ganz andere Jugend als die des Hans Frischmuth. Im „Schülerrat" steigt die Gefahr des „Selfgovernements" auf. Pedantische Lehrer, die in ihrer Angst, daß das „Sich-anbiedern" mit den Schülern ihre Autorität untergräbt, herzlich wenig vom Denken und Fühlen ihrer Schüler wissen, geben ein Pendant zu Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher".

Im gleichen Verlage erschienen „Das Vau in Schnitzlikon" und „Der Abgott am Münster", in einem Bande vereinigt.[8]) Das Vau, das winzige kleine v, das durch sein Eintreten in die Welt der bis dahin 24 Buchstaben des Alphabets ein Verschieben des Bisherigen in aller Duldsamkeit des toten Buchstaben gebracht, in den großen Städten aber doch vernünftigerweise aufgenommen worden war, verbreitet Stank und Aergernis, als es durch einen jungen Schneidergesellen in ein Gebirgsdorf gebracht werden soll. Es ist eine Geschichte aus der Zeit, da der Dorfschneider zugleich Schulmeister war. Es ist die Geschichte von einem tapferen Schneiderlein, dem Veit Velten. Mit seinem starken Drang nach Wissen und mit seiner großen Liebe zu Büchern ist Velten unter anderem auch zu Rousseaus „Emile" gekommen und, stark beeindruckt, faßt er den Vorsatz, Menschen zu erziehen und zu bilden. Selbst mit zwei V behängt, hat er, nachdem es ihm geglückt, in Schnitzlikon den zweiteiligen Posten eines Dorfschneiders und -schulmeisters zu erlangen, härteste Kämpfe bei der Einführung des ominösen Buchstabens zu bestehen. Fast bricht ihm dieses kleine Vau den Hals; doch führt das salomonische Urteil der herbeigerufenen Obrigkeit noch im letzten Augenblick eine glückhafte Lösung herbei, und Veit kommt samt seinem heiß umstrittenen Vau nicht nur zu Ehren, sondern auch zu einer Frau. Mit seiner starken Gestaltungskraft zaubert der Verfasser uns in dieser Geschichte Bilder aus dem Bauerndorf vor Augen, wie sie uns in solcher Klarheit nicht oft begegnen. Die eigentliche Angelegenheit ist historisch und später noch einmal vorgekommen: in einem Basler Dorfe. Duplizität der Fälle! „Der Abgott am Münster" ist die Geschichte um die Figuren am Münster zu Basel, die ein verlotterter Künstler heidnischen Göttern ähnlich schuf, sie dann — darob getadelt — in nächtlicher Heimlichkeit und Tücke umänderte und mit den Gesichtern des amtierenden Pfarrherrn und seiner Familie versah. Eine Predigt dieses verhöhnten, aber noch ahnungslosen Pfarrers im Barockstil; die Charakterisierung der einzelnen Personen, von dem Knaben mit seiner stillen großen Liebe zum Münster, von dem feinen Andreas Ryff bis zu dem Saufaus von Maler; der köstliche Sarkasmus, der über dem Ganzen liegt, machen die Geschichte zu einem Dokument der Berufenheit des Verfassers zum Historiker, zum glänzenden Erzähler.

Eines der interessantesten Werke von Rudolf Schwarz ist sein Roman „Leonhardt Thurneysers Heimkehr", erschienen in der Basler National-Zeitung und in der Berliner „Deutschen Zeitung". In Buchform kam er noch nicht heraus. Leider! Den Basler Verlegern ist er ein wenig zu aggressiv gegen die liebe Vaterstadt, den deutschen zu lokalgeschichtlich. Merkwürdig: wir bekommen ja auch Romane über russische Kaiserinnen vorgesetzt und über französische Kokotten. Warum also nicht diese interessante, sogar sensationelle Geschichte aus Basel, die übrigens ja auch ein wenig nach Deutschland und Oesterreich hinüberspielt? Außerdem sollte die Materie fast nebensächlich sein, wenn sie so gut herausgebracht ist. Die Quelle für den Roman ist das Buch, das Thurneysser gegen Basel geschrieben, und das noch in zwei Exemplaren existiert, davon das eine in der Berliner, das andere in der Basler Universitätsbibliothek steht. Die wilde, rohe Zeit des 16. Jahrhunderts ist ungeschminkt geschildert, die zurückhaltende Basler Art — „jeder hängt vor sein Herz sieben Umhänge..." — trefflich charakterisiert. Die Doppelnatur Thurneysers, dieses Prahlhanses, dieses Wüterichs, der doch so verliebt sein kann; dieses so gescheiten Mannes, der doch im Aberglauben so befangen ist, daß er dem Stein am Finger seiner Braut mehr glaubt, als ihr selbst; dieses Mannes, der bei aller heißen Liebe zu seiner Vaterstadt in seiner Enttäuschung es doch fertig bringt, sie zu schmähen; diese Doppelnatur steht leibhaftig vor uns in all ihrer Roheit und Kraft, in allem Uebermaß der Eifersucht, der Liebe, der Klugheit und des Befangenseins. Wahre Kabinettsstückchen sind die Szenen vom

[6]) Hans Frischmuths Weg ins Glück. Basel, Heinrich Majer. 2. Aufl. 154 S. 3.60 M.

[7]) Herr Wäggerlin; Ahnenspinat; Der Schülerrat. Basel, Frobenius A.-G. 1919. 153 S. 2 M.

[8]) Das Vau in Schnitzlikon; Der Abgott am Münster. Basel, Frobenius A.-G. 1919. 2. Aufl. 266 S. 2 M.

Hochzeitszug, vom Gründungsmahle der „Sodalität" mit den „guten Manieren" von Anno dazumal, und mancherlei kleine Einzelepisoden. Uebrigens ist gerade das romanhafteste Stück des Romans, die Geschichte des „blauen Steins" an Marinas Hand, historisch. Köstlich sind die Szenen um den Mohr Jussuf, den die im Aberglauben befangene Bevölkerung für den leibhaftigen Teufel hält. Wie vorhin schon erwähnt, wird ja auch der von Thurneysser geschenkte „Elendsesel" für einen Höllenspuk gehalten. Es ist ein Jammer, daß dieser temperamentvolle, unterhaltende Roman nicht in Buchform zu haben ist. Das gute Basler Wesen, das seine Verkörperung in der versöhnlichen, sympathischen Gestalt des Andreas Ryff findet, kommt doch wirklich nicht schlecht dabei weg!

In eine Zwickmühle ist Schwarz auch geraten mit seinem Roman „Das Staunen der Seele", der ebenfalls noch keinen Verleger gefunden, weil er den christlichen zu sozialistisch, den sozialistischen aber zu unmarxistisch vorkam. Auch dieser Roman ist ein Glanzstück der Charakterisierungskunst des Verfassers. Wie schon der Titel sagt, geht es darin um das bewundernde, staunende Erkennen des Waltens Gottes und um das Sichfügen in seinen Willen. Auch in dem für das Basler Stadttheater zur Aufführung angemeldeten Schauspiel „Die andere Gewalt" finden wir dieses Staunen der Seele liebevoll behandelt. Einem historischen Stoff entnommen, wirkt die Hauptfigur, Elisabeth von Salis, doch absolut zeitgemäß. Sie ist die Verkörperung der „anderen Gewalt", nämlich des reinen Frauentums in all seiner gütigen Klugheit, in all seiner klugen Güte, in aller sanften Energie der Frauengewalt gegenüber dem, was in der Männerwelt Gewalt ist. „Ich habe irgendwo gelesen", sagt Elisabeth einmal, „Staunen sei der Anfang der Frömmigkeit..." Ihre ganze Gestalt ist getragen von diesem Staunen, sie strahlt eine so wunderbare, unbedingt sieghafte Helle aus, eine so unbeirrbare Gläubigkeit, daß es uns gar nicht wundernimmt, wenn sie die rohen, gewalttätigen Schergen besiegt. Was den Weibern von Weinsberg mit ihrer klugen Schlagfertigkeit gelang, gelingt Elisabeth von Salis mit der „anderen Gewalt", mit ihrem köstlichen Frauentum: sie rettet ihren Mann vor den Häschern. Hoffentlich wird die richtige Künstlerin gefunden, diese „andere Gewalt" auf der Bühne zu verkörpern. Es bedarf dazu nicht ausgekochter Routine; es bedarf dazu aber mehr als Können! Es bedarf bei dieser Figur der Fähigkeit, zu beseelen, in besonders starkem Maße. Das Stück ist ein Bekenntnis des Verfassers zu seinem Glauben an die Frau. Auch das in Basel aufgeführte Passionsspiel „Die Mutter des Gestas"[9]) ist eine Hymne auf die Frau, insonderheit auf die Mütter. Niemand kann dieses Spiel ohne Erschütterung lesen, erst recht nicht schauen. Der Basler Intendant nannte es kurzweg „Mütter". Man könnte es auch nennen „Frauen um Christus". Frauen, die um ihren Herrn und Meister weinen, Frauen, die um ihre Söhne trauern, die sie doch je und je geliebt, und seien sie auch Verbrecher: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen...?!" Da ist Chawwa, die Mutter des Gestas, des Schächers am Kreuz. Da ist Rahel, die um ihr Kind nach dreißig Jahren noch weint, da ihr, als es von Herodes hingeschlachtet, der Verstand sich wirrte. Ihr sind vom vielen Weinen die Augen blind geworden. Da ist die Gestalt der Veronika, der Ehebrecherin, der Christus verzieh: „Wer ohne Fehl ist, der werfe den ersten Stein auf sie", die rührenden Gestalten der Magdalena, der Salome, der anderen Frauen alle um Christus. Da ist die große Maria: „Sein Tod ist alles Volks Versöhnung ..." Es ist das Trauerspiel um Christi Tod. Es ist auch die rührende Legende vom Tuche der Veronika, mit dem sie dem Höchsten den Schweiß getrocknet, das Blut vom Antlitz gewischt; so entstand sein Bildnis auf dem Tuche. Da Rahel durch die ungeheure Gemütserregung plötzlich sehend wird im Augenblick, da sie die blinden Augen auf das Tuch gerichtet, ist hier auch die Entstehung des Wunderglaubens erzählt: wer seine blinden Augen auf das „Schweißtuch der Veronika" richtet, wird sehend werden. Hier ist auch das tiefe Erkennen der eigenen Schuld, die reuige Bitte um Vergebung, die Worte des Gestas: „Herr, gedenke mein, wenn Du kommst in Dein Reich", und die Vergebung, dem reuigen Sünder gespendet: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Ein trotz seiner Kürze gewaltiges Werk in seiner erschütternden Wirkung.

Fast muß es wundernehmen, welch vielfache Begabung hier in einem einzigen Menschen beisammen. Das tiefernste Passionsspiel; das Schauspiel „Die andere Gewalt"; daneben auch noch zahlreiche Theaterstücke für das Blaue Kreuz; das große historische Calvinwerk, die mancherlei anderen wissenschaftlichen Arbeiten; die „Geschichte des Schweizerischen Blauen Kreuzes"[10]); die historischen Novellen; die ernsten Erzählungen und die humorvollen Geschichten — daß das Schicksal diesem unermüdlichen, geistreichen Manne, dem obendrein der Schalk im Nacken sitzt, die Feder in die Hand drückte, soll ihm gedankt sein.

Blankenese Alma Böcker

Zu Daniel Greiners Bilderbibel

Von Daniel Greiners Bilderbibel — die Bezeichnung „Greiner-Bibel" hat einen Beigeschmack, den man in wissenschaftlichem Sprachgebrauch vermeidet — liegen uns sieben Lieferungen vor. Sie enthalten (6) Urzeit und Moses, (7) Amos, Hosea und Jesaja I, (8) Micha, Zephanja, Nahum und Jeremia, (9) Ezechiel und Deutero-Jesaja, (10) Trito-Jesaja, Sacharja, Habakuk und Maleachi, (11) Daniel, (12) Daniel, Jona. In einem Nachwort zu dem nun abgeschlossenen zweiten Band sagt Greiner: „Aus den altersgrauen Schichtungen des Kulturguts längst erloschener Jahrtausende ragt wie ein Granitblock mit diamantenen Spitzen das heilige Schrifttum der alten Hebräer." In der graphischen Gestaltung desselben mußte „die geistige Hinterlassenschaft der jüdischen Propheten Altisraels und Altjudas einen breiten Raum" einnehmen. Das entspricht der Stellung, die Greiner von Anfang seines Unternehmens an sich vorgesetzt hat. Eine religionsgeschichtliche Urkunde der Menschheit neben vielen andern ist ihm die Bibel nicht; von diesem Standort aus könnte sich ja auch kaum ein künstlerisches Verhältnis zu ihr als Gesamtwerk ergeben. Es liegt ihm vielmehr daran, die Grenzen gegenüber der sakralen Kunst zu ziehen und Neuland zu betreten, das von der älteren bildenden Kunst noch wenig aufgesucht worden ist. Dank dem Erbe seiner Kindheit ist ihm die Heilige Schrift im weiteren Sinn ein Buch der Offenbarung geblieben. In demselben Sinn sollen in einem dritten Bande „die großartigen Dichtungen der alten Hebräer, der Psalter, das Buch Hiob und die anderen großen Werke, die für die christliche Gedankenwelt so bedeutsam und von den größten Deutschen, von Luther über Goethe bis zu Bismarck, neben, wenn nicht über die größten Meisterwerke der Weltliteratur gestellt wurden", mit Holzschnitten ausgestattet werden.

Die Anlage des Werks ist mannigfaltig, und das Folioformat kommt ihm dabei zugut. Neben ganzseitige und halbseitige Schnitte treten schmälere, liegende und stehende Rechtecke, die auch neben- oder übereinander geordnet werden, der Holzschnitt auch als Oval in rechteckigem Rahmen; Einzelfiguren wechseln mit Gruppen und Szenen, jetzt lebhaft bewegt, dann wieder, wie bei Moses auf dem Nebo, in statuarischer Ruhe; da und dort bedeutende Köpfe, in denen Greiner dem Ausdruck des Religiösen am nächsten kommt, und anderswo — so bei der Anbetung des goldenen Stiers oder bei der Jonaspredigt — Massenanhäufungen, die zur Darstellung des Volk- und Schicksalhaften bewußt schematisiert werden, Frontalbilder und kühne Kontraposte, Realistisches und Symbolisches, Genrebild und Rätselbild, Menschenbild, Tierbild und Landschaftsbild, und darunter nicht Weniges, was von der wachsenden Sicherheit der Stichelführung und der entschiedenen Ausdruckskraft des Graphikers Zeugnis ablegt.

Holzschnitt und Textdruck gehen zusammen, nicht selten infolge des Gegensatzes zwischen dem derben, wuchtigen Schnitt und der feinziselierten Type der Mainzer Presse. Die Gesetze der begleitenden Graphik kommen dem Unternehmen Greiners entgegen: der Flächencharakter der Graphik überhaupt, die wie das strenge Re-

[9]) Die Mutter des Gestas. Erschienen in Heft 3/4 vom 15. März 1933 der Zeitschrift „Das Volksspiel". Bühnenvolksbundverlag, Berlin SW 11. 2 M. Und neuerdings im Verlag Rudolf Tschudy, Glarus, in der „Reihe schweizerischer Volksspiele" Heft 7.

[10]) 50 Jahre Blaues Kreuz. Geschichte des Schweizerischen Blauen Kreuzes. Blau-Kreuz-Verlag Bern. 1927. Außerdem kleinere Geschichten und Theaterstücke in Schriftdeutsch und in Schweizer Mundart in den Verlagen: Frobenius A.-G., Basel; Blau-Kreuz-Verlag, Bern; Gotthelf-Verlag, Bern; Heinrich Majer, Basel; Basler Druck- und Verlags-Anstalt, Basel, Pfluggasse 1.

lief, die monumentale Wandmalerei, das Mosaik und die Teppichkunst eine flächengestaltende Kunst ist und als Buchgraphik die Flächigkeit um so entschlossener wahren muß, die größere Freiheit in der Komposition und der Wahl der Motive, die straffe Sammlung auf die Hauptgestalten, von denen der Blick nicht durch Hintergründe oder Nebendinge abgelenkt wird, die Erleichterung der Perspektive, die nur angedeutet wird, die Schraffierung durch Parallellagen, die die allzu handgreifliche Körperlichkeit neutralisiert, das gewollte Fehlen eines eigentlichen Rahmens und ähnliche technische Hilfsmittel. Diese Eigenschaften ermöglichen es, daß die Graphik auch das Unanschauliche, das Gedankenmäßige wiederzugeben wagen darf. Der ganze Weg kann dahin führen, daß der zu gestaltende Gegenstand in Wirklichkeitsferne entrückt wird, eine Vorbedingung gerade für die religiöse Graphik, die ihre Gebilde in die Sphäre des Ueberwirklichen zu erheben bemüht ist.

Greiner selbst nun hat eine starke realistische Ader, verrät aber schon in seinen frühen Werken einen Zug zum Symbolischen und hat daneben eine sichtliche Begabung für das Idyllische und Märchenhafte. Man vergleiche den brennenden Busch des Moses oder in Greiners Matthäusevangelium den nächtlichen Zug der Magier zum Christkind. Wie seine besten Figuren mit Spannungen geladen sind, so treibt ihn sein Ausdruckswille bis an die Grenze des Humoristischen (die modischen Frauen S. 35, 50) oder bis zum Plakatstil, dem Mammon, einer an sein Lukasevangelium erinnernden Groteske. Er neigt überhaupt zur Uebersteigerung des Ausdrucks, erreicht allerdings gerade dadurch Einprägsamkeit und Nachdruck seiner Darstellungen. Für die Symbolik ist maßgebend, daß das Symbol wenigstens nach seinem nächsten Sinn unschwer deutbar ist, wenn es sich auch als ein Geheimnisvolles, Verhüllendes nicht bis ins Letzte ausschöpfen läßt. Während Holzschnitte, wie der die getrennten Hölzer zusammenfügende Ezechiel oder der zerbrochene Krug des Jeremia, nur als Textverbildlichungen anzusehen sind, finden sich Rätselbilder, die eine künstlerische Auflösung nicht zulassen. Sie bekunden, daß dieser Illustrator des Alten Testaments zugleich Prediger ist, der willentlich Strecken insbesondere der Prophetenreden aufsucht, die von der bildenden Kunst sonst nicht gepflegt werden und deren volle künstlerische Bezwingung nicht erreichbar ist (z. B. das hereinbrechende Gericht S. 44). Anders verhält es sich mit den Visionsbildern. Unter die trefflichen Tierbilder Greiners fallen auch die vier Tiere Daniels (S. 112/113). Etwas Unheimliches hat er diesen Wesen wirklich verliehen, aber für eine Vision sind sie in ihren Einzelheiten zu deutlich; man denke an Rembrandts Radierung von 1655. Tatsächlich handelt es sich bei den Visionen der späten Prophetie und der Apokalyptik in der Regel nicht mehr um wirkliche, sondern um künstliche Visionen, um eine Art Allegorie, die an die Stelle der ursprünglichen Schaukraft tritt. Das wirkt sich dann auch bei der künstlerischen Wiedergabe aus.

Zum Lobe des Werks muß gesagt werden, daß es die israelitisch-jüdische Herkunft des Alten Testaments ehrlich betont. Es ist geradezu um eine Typisierung des Semitischen in seinen verschiedenen Wertlagen bemüht. In die Ausführung wird Greiner eingeflossen sein, was er von Eindrücken der orientalischen Kunst in sich aufgenommen hat. Aber etwas ist doch darin, was an das schöne Wort des heute vergessenen Philosophen Lotze denken läßt, die Israeliten seien unter den morgenländischen Völkern wie die Wachenden unter den Träumenden. Und so ist es nicht die Urzeit mit ihren immer wiederkehrenden großen Fragen und Antworten, die Greiner seine maßgebenden Bilder zugeführt hat. Immerhin ist z. B. sein Verhältnis zur Ueberlieferung in den Holzschnitten zur Erschaffung von Adam und Eva für seine künstlerische Denkweise bezeichnend. Durch alle Lieferungen zieht sich ein gewisses Streben nach patriarchalischer Gestaltung, die aber durch einen unverkennbaren Einschlag der jüdischen Umwelt von heute durchkreuzt wird. Der segnende Isaak im Lehnstuhl kann nur kleinlich wirken. Die Gewandung spielt ohnedem keine große Rolle; häufig ist sie so gehalten, daß sie lediglich den Kontur des Körpers verstärkt. Greiners Graphik ist ja weniger malerisch als zeichnerisch. Das Wertvollste sind die Prophetenköpfe, die individuell charakterisiert die heroische, aber noch gebundene alttestamentliche Frömmigkeit zum Ausdruck bringen wollen. In anderem Sinne darf man auch den Hohepriester Josua mit dem Ankläger vor Jahwe hierher rechnen. Eine bemerkenswerte Ideenassoziation ist es, wenn der leidende Gottesknecht unter seiner dunklen Last in der gleichen Haltung niedersinkt wie Christus unter dem Kreuze. Auch bei Gott Vater, wenn er nicht als der Alte der Tage oder als der Rächer gesehen wird, weisen verwandte Züge des Christuskopfes gern voraus auf die Erfüllung des Alten Bundes im Neuen. Da, wo sie wirklich durchbrechen kann, was bei einzelnen vor Jahwe tief erschrockenen Propheten noch nicht der Fall ist, ist die Frömmigkeit durch ernstes und schweres Ringen gekennzeichnet, keine ruhende, sondern kämpfende Frömmigkeit, Höchstspannung der im Erdenkampf Gott begegnenden und durch seine Berufung bezwungenen Seele. Dies scheint Greiner als stärkste Potenz seiner alttestamentlichen Gestalten empfunden zu haben, und damit hat er in den vorliegenden Lieferungen einen Höhepunkt seiner Leistungen erklommen. Ein abschließendes Urteil über das Werk einschließlich der verwendeten Textübersetzung wird erst möglich sein, wenn der noch ausstehende wichtige Schlußband [1]) ausgegeben ist.

Marburg Rudolf Günther

Hilfsdienst

Das hierunter abgedruckte vollständige Kapitel „Hilfsdienst" ist der einzige Vorabdruck aus dem demnächst bei Diederichs (Jena) erscheinenden Roman „Der Gang durch die Nacht" von dem bekannten Schriftsteller Heinrich Hauser. Von ihm erschienen bis jetzt „Brackwasser", „Donner über dem Meer", „Schwarzes Revier", „Feldwege nach Chikago", „Ein Mann lernt fliegen", „Noch nicht" und „Wetter im Osten". In der Einleitung des neuen Buches schreibt der Verfasser, wie ihm nationaler Sozialismus im Kern so einfach verständlich erscheine, daß er darauf verzichte, in „dem Strom der sich gegenseitig überbietenden Gleichschaltungsliteratur mitzuschwimmen":

„Hatte man zu dem Heute etwas zu sagen, so mußte man eine kokal nüchterne, unerbittlich aufrichtige Sprache reden. Nur das gilt, was man selbst im Innersten erlebt hat.

So habe ich aus zwanzig Jahren, von 1914 bis zur Gegenwart, niedergeschrieben, was mir als Erleben entscheidend erschienen ist: gültig für mich, für meine Generation, für die Schicht, der ich entstamme. Inwieweit mein Weg mit dem unseres ganzen Volkes gleich verläuft, muß sich zeigen. Als Volk haben wir nur ein Schicksal, aber jeder von uns erlebt es auf seine eigene Weise.

Gegen meinen Wunsch und Plan ist etwas höchst Persönliches, ein ‚Ich'buch daraus entstanden, Das Ich dieses Buches fühlt sich aber nicht als ‚ego', sondern als Zelle im großen Körper der Nation."

*

Wenn die Jugend an „das Leben" denkt, so meint sie das Leben der Erwachsenen. Sie will vor praktische Aufgaben gestellt werden, sie will nützliche Arbeit leisten, wirkliche Männerarbeit. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie fern von wirklicher, nützlicher Arbeit, wie fern männlichem Leben die Jungens der sogenannten gebildeten Stände in der Vorkriegszeit erzogen worden sind.

Meine Generation ist die erste gewesen, die den völligen Zusammenbruch der Vorkriegstradition erlebte. Das neue Leben, das wir kennenlernten, bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution. Sie wurde geboren aus der Not der Kriegszeit. Deutschland brauchte die Kraft jeder Hand, auch wenn diese Hand noch jung, schwach und ungeübt war. Alles, was man heute Arbeitsdienst und Wehrsport nennt, das haben wir als Hilfsdienst und Jugendwehr schon vor 15 Jahren durchgemacht. Eine ausgezeichnete Schule; die Jugend hat sich damals genau so gut bewährt, wie sie es heute tut. Es begann damit, daß wir Gymnasiasten auf die Dörfer zogen, um Propaganda zu machen für den Kauf von Kriegsanleihe oder für die Hergabe von Gold, um Kupfer und Messing einzusammeln oder auch, um Lebensmittel von den Bauern zu erhalten.

Zuerst kam uns das alles sehr sonderbar vor. Mit Herzklopfen pochte ich zum erstenmal im Leben an das Tor eines Bauernhauses, verlegen stand ich in der Tür vor der groben, verarbeiteten, mißtrauischen Bauernfrau und stammelte etwas vom Sinn der Kriegsanleihe und daß sie doch zeichnen sollte. Zum erstenmal empfand ich, daß meine Sprache anders war als die der Bauern, daß sie mich wahrscheinlich ebensowenig verstanden, wie ich ihren Dialekt verstand. Ich fühlte die Tiefe der trennenden Kluft, ja, es wurde mir bewußt, daß ich mich mit gebildeten Ausländern wahrscheinlich leichter verständigt hätte als mit diesen deutschen Bauern, und das empfand ich zum erstenmal als Schmach und Schande.

Aber da half nichts: die Kluft mußte überbrückt werden, die Mauern mußten fallen, denn schließlich wollten wir ja etwas von den Bauern. Wahrscheinlich hätten wir uns für die Kriegsanleihe nie so stark eingesetzt; aber der Hauptkampf

[1]) 3. Band in etwa 6 Lieferungen. Freundeausgabe 3.80 M., Gönnerausgabe 5.80 M., die Stifterausgabe 16 M. Die erste Lieferung zu 2 Bogen soll demnächst erscheinen. Jugenheim a. d. Bergstraße, Felsberg-Verlag.

galt den Lebensmitteln. Man dachte an die Menschen, die zu Hause hungrig waren. Man fühlte sich für sie verantwortlich. Auf diesen Hamsterfahrten war man auf einmal der Ernährer der Familie und damit ihr Oberhaupt.

Jeder Hof war damals wie eine kleine Festung, die sich gegen die Stadt verteidigte. Hunde rasten mit wütendem Gekläff hinter den Bretterzäunen, wenn wir uns in die einzelnen Höfe verteilten. Wir sahen ihre giftig gebleckten Zähne, wenn sie die Schnauzen durch die Spalten der Hoftore schoben, um uns besser anzukläffen, wir sahen die abweisend geschlossenen Fensterläden, und uns war gar nicht wohl zumute.

Man mußte schon sehr keck und zugleich sehr bescheiden sein, um aus dem Bauern etwas Proviant herauszulocken. Man mußte lernen, ihn richtig anzureden in seiner Sprache, in seinem Dialekt. Man mußte Bescheid wissen: deutlich mit der Nase schnuppern, wenn die Frau sagte, sie hätte nichts, obwohl es doch im ganzen Haus paradiesisch nach frischen Würsten duftete. Wie stolz war man dann, wenn der Rucksack schwer wurde von Kartoffeln, wenn man eine Wurst obenaufpacken konnte, oder ein Pfund Quark, oder gar etwas Butter. Wie vorsichtig trugen wir nicht die erbeuteten Eier in der Mütze. Geschickt mußte man sein, Freunde gewinnen, den Bauern bewegen, mal in der Stadt vorbeizukommen. Geld war nicht mehr die Hauptsache; bei der Warenknappheit begannen die ersten Tauschgeschäfte: ein Huhn gegen ein Kleid, ein Pfund Butter gegen ein Paar alte Schuhe.

Der Rückmarsch war nicht anders, als eine Patrouille gegen den Feind. Der Feind war der Landjäger. Bauern und Hamsterer waren gegen die Landjäger im Bunde. An allen Landstraßen erkundigte man sich gegenseitig, ob welche unterwegs wären. Vorsichtig verließ man die Höfe, rückwärts, durch die Obstgärten. Den Bahnhöfen näherte man sich wie einer feindlichen Stellung; sehr oft war sie „besetzt", Fallen waren gestellt. Dann schickte man Kameraden mit blind ausgestopften Rucksäcken zur Erkundung vor. Manchmal wurde man doch geschnappt. Manchmal wurden ganze Züge voll Hamsterer „überfallen". Dann zersplitterten Fenster unter dem Anprall von Kartoffelsäcken. Nach allen Seiten brachen die Flüchtlinge aus, querfeldein rennend wie Hasen.

Wie glücklich aber war man, „gerettet" und beutebeladen nach Hause zu kommen; wie konnten damals die Augen der Hausfrauen leuchten vor Freude über etwas fette Nahrung für die ausgehungerten, hohlwangigen Kinder. Wenn es um die Kinder ging, dann galt den Müttern keine Vorschrift mehr, sich auf die winzigen Rationen zu beschränken, die es auf Karten gab. Und das war recht so, meine ich.

Seltsam war das im Krieg: Auf der einen Seite rückten Stadt und Land einander näher; die Stadt kam zum Land, weil sie es brauchte, weil der Städter zum erstenmal wieder seine Abhängigkeit von den Erzeugnissen des Bodens zu spüren bekam. Auf der anderen Seite wuchs Haß zwischen Stadt und Land: Der Bauer begann die Stadt zu hassen, weil sie ihm Lebensnotwendiges entzog, was mit dem Geld, für das es wenig zu kaufen gab, nicht zu ersetzen war. Die Stadt begann das Land zu hassen, weil der Bauer mehr zu essen hatte als der Städter, weil er nichts herausrücken wollte und hochmütig wurde. Viele Städter ballten insgeheim die Fäuste, wenn sie beim Bauern Bittgänge tun mußten, und der Bauer spürte es; viele Städter schworen sich, den Hochmut des Bauern zu rächen, sobald es „wieder anders käme".

Gleichzeitig begann für Stadt und Land die unselige Papierwirtschaft, die bis in die jüngste Zeit hinein das Leben unseres Volkes vergiftet hat. Die Flut der Formulare, der Lebensmittelscheine und -karten, die behördliche Bewirtschaftung des ganzen menschlichen Lebens setzte ein. Sie hat mehr verbittert, mehr Leben vernichtet als eine feindliche Armee.

Natürlich begriffen wir Jungen nicht die volle Schwere des Krieges. Als wir zum erstenmal zum Hilfsdienst eingesetzt wurden, auf die ungeschickte und tastende Art, die jeden Versuch mit ganz neuen Dingen kennzeichnet, kam uns das Ganze ziemlich lächerlich vor.

Zu Beginn des Sommers 1917 schickte man uns in die Wälder zum Laubheusammeln. Wir betrachteten die Sache wie eine Art Schulausflug, als guten Spaß.

Jeder bekam einen Sack. Am Waldrand erwartete uns ein Förster, verteilte uns zu langer Kette. Der Lehrer stand ziemlich hilflos dabei, seiner Autorität beraubt. Er hatte nichts mehr zu sagen. Ungeschickter als wir Jungen, fing er schließlich auch zu sammeln an, ganz lächerlich kleine Hände voll. Er stopfte die Blätter in die Säcke seiner besseren Schüler, die sich beflissen in seiner Nähe hielten. Schon in der ersten Stunde schieden sich die Geister: die körperlich geschickten und arbeitsfreudigen auf der einen Seite — und das waren eben nicht die besten Schüler —; die Brillenknaben und die Musterknaben auf der anderen Seite, ein zages, mißmutiges Häuflein, das beim Lehrer Halt und Stütze suchte, auf einem Gebiet, wo er versagen mußte.

Es war eigentlich gar nicht schön, das junge Laub von den Zweigen zu streifen. Es verschimpfierte den Wald, es war zerstörerisch, ohne großen Nutzen. Es schaffte auch nicht recht und konnte niemals gründliche Arbeit sein, weil wir ja doch nur die untersten Zweige erreichten.

Ein paar Freunde und ich hatten unsere Säcke meist nach ein paar Stunden voll. Dann waren wir frei, entfernten uns weit von den anderen. Wir lagerten im Moos unter den Domkuppeln herrlicher Buchen, deren junges Laub von Sonne in einem Glanz von Grün und Gold durchleuchtet war, wir übten uns im Messerwerfen und im Bogenschießen, wir malten uns das Leben der Steinzeitjäger aus und machten in Gedanken reiche Beute an wilden Pferden und Mammuten, denn hungrig waren wir immer. Wir drehten uns Zigaretten aus welken Brombeerblättern und Buchenlaub, stritten uns über die Güte der verschiedenen „Marken". Gut schmecken tat keine, wir rauchten auch nur, weil es verboten war.

Das Laubheusammeln kam bald wieder außer Mode. In dieser Zeit wurden viele volkswirtschaftliche Pläne, meist von Professoren, ausgeheckt. Zeitweise sammelten wir auch Brennesseln zur Herstellung von Faserstoffen, und einige Wochen lang arbeiteten wir auch in einer furchtbar stinkenden Fabrik, in der Kohlrübenschnitzel zu Kaffee-Ersatz gedörrt und geröstet wurden.

Die Landarbeit auf den Gütern war besser organisiert. Wir traten an die Stelle der polnischen Schnitter. Es war Hackarbeit in den Rübenfeldern. Die Wertungen der Schule hatten keine Geltung mehr. Die in der Schule Fleißigen waren auch hier fleißig, aber gerade bei ihnen schaffte es nicht recht. Es zeigte sich, daß es Jungens gab, die für Arbeit eine gute Hand hatten; das waren meist nicht die besten Schüler. Andere wieder brachten nichts zuwege. Fing die ganze Kolonne in einer Linie an, jeder vor seinen zwei Pflanzreihen, so hatten einige sich bald vorangearbeitet. Dann kamen Rufe von hinten: He, langsam, Rufe, die zur Solidarität mit der Masse aufforderten. Aber die Fleißigen hörten nicht darauf, die Arbeit überkam sie wie eine Art Rausch. Die Arbeit war eintönig; es zeigte sich indessen, daß selbst die einfachste Arbeit ihre Künste hat, daß man auch solch eine Sache gut oder schlecht machen kann. Einige arbeiteten mit unbewegtem Rumpf, nur von den Armen aus. Andere knickten bei jedem Schlag den Oberkörper, wie ein Specht, der hackt. Nur wenige bekamen schnell den rechten sparsamen Schwung heraus, der von den Hüften nach der Schulter geht und von dort in die Arme.

Zum Frühstück und nachmittags kam ein Handwagen vom Gutshof, brachte eine Milchkanne voll Kornkaffee und Brote, die mit Pflaumenmus bestrichen waren. Der laue Kaffee mit dem Korngeschmack, das frische Mus mit seinem Nußgeschmack mundeten prachtvoll; sogar das Brot war gut. Zum erstenmal empfanden wir, was es heißt: sein Essen sich verdienen. Bei der Arbeit wurde viel gesungen. Es entwickelten sich Vorsänger und Dichter. Wir dichteten viele Wanderlieder in „Hacklieder" um. Sie waren nicht schlecht. So entsteht Volkskunst. So entsteht Arbeitsgemeinschaft.

Die Landarbeit lief über das Gymnasium als eine Welle der Begeisterung.

Von der Schule habe ich in diesem Sommer und im Sommer 18 kaum eine Erinnerung. Wir waren dauernd unterwegs. Von Mai bis mindestens September. Die Arbeit wurde für so wichtig angesehen, daß wir sogar für unsere Fahrräder wieder Reifen bekamen, nachdem wir die alten Reifen erst hatten abliefern müssen. Die Pneumatiks, aus Abfällen und Rückständen hergestellt, waren hart und brüchig, die dunkle Gummimasse glitzerte wie Granit. Besonders die Ventilgummis waren so schlecht, daß man alle paar Stunden die Luft verlor. Wir umwickelten die Reifen mit Lappen und Lederstücken. Einige fuhren lauf klappernd auf Eisenreifen, die mit Spiralfedern an den Felgen befestigt waren. Ich lernte kaputte Schläuche sehr schnell mit Heftpflaster zu reparieren. Heftpflaster gab es noch, es war besser als der Flickgummi.

Wer Glück hatte, kam ganz aufs Land, entweder zum Bauern oder auf ein Gut. Ich kam natürlich auf das Gut meines Vaters. Es war das die erste Zeit seit anderthalb Jahren, daß ich wieder satt zu essen bekam. Ich wohnte nicht im Herrenhaus, sondern über dem Stall in einer Knechtskammer, bei den drei russischen Kriegsgefangenen, die unsere Arbeiter waren. Es war das erstemal, daß ich in rotgewürfeltem Bettzeug schlief und früh um vier aufstehen mußte. Im Anfang konnte ich abends vor steifen Knochen kaum mehr kriechen, aber dann wurde es besser. Ganz allein hatte ich ein Gespann zu versorgen. Ich lernte pflügen, ich lernte mähen. Besonders das Mähen war wunderbar; frühmorgens wenn man Futter machte, ganz allein vor Tau und Tag mit Gaul und Leiterwagen: Schneiden, Harken, Laden, alles allein. Außer mir gab es noch einen Knecht und die drei Gefangenen. Herrlich war die Heuernte. Lagen wir in der Frühstückspause im Schatten der Heuhaufen, aßen wir alle aus einem Topf große Mengen weißen Käse zu schönem Bauernbrot. Hatten wir uns die Pfeifen gestopft mit einem furchtbaren Kanaster, dann erzählte Abraham, der langbärtige Kriegsgefangene, aus dem Kaukasus die schönsten Geschichten: Wie die Kirgisen, wenn sie ein Pferd schlachten, ein Messer hoch in die Luft werfen und das Tier wählen, auf das es niederfällt, auch wenn es das schönste der Herde ist. Wie die Kamelhengste miteinander kämpfen, wie man Hasen beschleicht. Und zahllose Geschichten vom lieben Gott. Zum Beispiel wie das Weib erschaffen wurde: als Gott die Rippe von Adam genommen hatte, kam der neuerschaffene Hund, schnappte die Rippe und sauste davon. Der liebe Gott schnell hinterher; erwischte ihn aber nur noch am Schwanz, den er ihm ausriß: „Schad' nichts", sagte der liebe Gott, „so ein Weib kann man schließlich auch aus einem Hundeschwanz machen."

Ich verdiente täglich 50 Pfennig. Den Wochenlohn nahmen mir die Russen Sonntags immer wieder ab, wenn wir 17 und 4 spielten. Ich mochte das Spiel gar nicht, weil ich stets verlor, machte aber mit aus Kameradschaft. Die Russen schnitzten auch wunderbare Vögel und allerlei Spielzeug aus Spaltholz der Küche. Nie habe ich mich so auf das Essen gefreut und nie werde ich mich wieder so freuen. Abends gab es oft Waffeln mit Butter bestrichen, heiß, mit großen Mengen von Blaubeeren dazu. Das war das schönste Gericht. Nachts mahlten wir heimlich Mehl in der kleinen Wassermühle; ich war Horchposten an der Landstraße für den Gendarm. So hatten wir immer genügend Brot. Das Korn war überall versteckt. Ich versteckte einen Sack unter der Motorhaube des uralten Adlerwagens, der in der Remise stand. Es war das erstemal, daß ich die Eingeweide eines Autos sah. Ich drehte den Motor mit der Kurbel durch, probierte alle Hebel und träumte davon, wie es wäre, wenn wir Benzin hätten. —

Abends ritten wir die Pferde in die Schwemme. Das schweißige Haar der Felle kitzelte die nackte Haut der Beine. Man spürte ihre Wollust, wenn sie ins Wasser gingen. Wonnige Schauer überliefen ihre Haut. Dann neigten sie die Hälse und tranken tief. Man spürte die schlürfenden Züge wie das Saugen einer Pumpe. Es trieb einem die Beine auseinander, wenn sie sich vollschlampten. Dann begannen sie mit den Vorderhufen abwechselnd zu schlagen, sich ganz mit Wasser zu bespritzen. Zum Schluß trieben wir sie im Trab flußauf und flußab mit rauschender Bugwelle. Es gab viel Lachen und Geschrei. Am Ufer standen die Mädchen mit hellen Kleidern, sahen zu und lachten. Waren die Gäule schwer wie Schiffe aus dem Sog des Wassers herausgestiegen, trabten sie den Uferhang hinauf, setzten sich in Galopp, sobald der Boden flach wurde, quer über die Wiesen. Unter ihren schweren Hufen zitterte der Wiesenboden, der Kies der Wege flog. Die schweren Gäule waren wie Sturmböcke, Mauern hätten sie einrennen können. Dann drängten sie sich durch die Stalltür mit solcher Wucht, daß man sich schnell tief bücken mußte und die Beine sehr in acht nehmen, rechts und links. Es war, als ob die Gäule wüßten, daß in dieser Freizeit die Menschen nicht mehr ihre Herren wären.

Sobald ich gelernt hatte zu arbeiten, bekam ich eine natürliche Autorität über die Russen. Es war merkwürdig, wie schnell das ging; sie ordneten sich ganz von selber unter, genau wie die Pferde. Von morgens vier bis abends neun war ich ununterbrochen zu Gang. Ich wurde groß und stark dabei. Ich wurde stolz auf meine Muskeln, und daß ich die Wirtschaft in Gang hielt. Es war eine herrliche Zeit.

Lob der Schöpfung

Gottes Hand hat dies vollbracht:

Alles Unten, alles Oben,
Bäume laubend, still erhoben,
Erze ins Gestein verwoben,
Vögel, die den Schöpfer loben
Um der Liebe große Pracht.

Ihm sei Lob gebracht,
Der die Welt gemacht:

Alles Außen, alles Innen,
Leib und Seel und unser Sinnen,
Unser Durch-die-Jahre-Rinnen
In des Glaubens kühn Beginnen,
An der Ewigkeiten Schacht.

Ihm sei Lob gebracht.

Irmgard von Schubert

Aus Zeitschriften

Bild und Vergleich. „Es würde unserer Sprache nichts schaden, wenn wir die Bilder wieder mehr durch den Staub gedankenloser Gewöhnung hindurchschimmern ließen. Wir können alte Bilder neu entdecken, wenn wir ihren begrifflichen Wert so weit auflockern, daß wir die Sinnlichkeit des Bildes wieder spüren. Neue Bilder flattern uns zu, wenn wir den Blick ungetrübt auf die starken äußeren Gegebenheiten der Welt lenken. Die Reize nahester Wirklichkeit besonnen dann die Sprache. Jede Gegenwart schenkt neue Bilder in Fülle: neue Wirklichkeiten müssen neu bezeichnet werden. Den bildhaften Ausdruck steigern wir allmählich ins Geistige, doch immer so, daß wir nie vergessen: woher kommt er? Dann erhält auch die „abstrakte" Sprache etwas von der Würze der Erde. Weiter verjüngt sich die Sprache ständig außer durch das Bild durch den Vergleich. Vergleiche sind eigentlich Bilder im weiteren Sinne. Ein Vergleich ist ein wohl auch heute noch in den meisten Fällen bewußt angewendetes Bild; man kann auch sagen: ein verschärftes Bild. Als bilderreich pflegt man den Stil zu bezeichnen, der sich gern der Vergleiche bedient... Die Vergleiche hinken. Daß sie hinken, ist das Schöne an ihnen. Ein Vergleich bringt irgend etwas in die Nähe von etwas anderem, was eine bestimmte Eigenschaft des Gegenstandes, der mit etwas anderem verglichen wird, stark, eigentlich über die Sachberechtigung hinaus, betonen soll. Würde der Vergleich nicht hinken, so wüßte man nicht, welche Aufgabe er hätte: er kann die Vorstellung nur durch Nebeneinanderstellen von zwei sich nie ganz deckenden Inhalten bereichern. Je gewagter ein Vergleich ist, um so nerviger greifen die Vergleichspunkte nach der Seite der beschriebenen Sache, die sich ganz besonders dem Leser einprägen soll. Ein guter Vergleich stört oder schwächt nicht den Sinn — wie etwa das gedankenlos gebrauchte Einzelbild —: ein Vergleich hebt den Sinn durch Beleuchtung aus der Sicht eines anderen Gegenstandes, also gerade dadurch, daß er, der Vergleich, etwas vom Sinn abweicht. Der Vergleich bewirkt, daß neue Lichtströme um das Wort herumzufluten beginnen, und damit erobert er ihm

neue Atmosphären. Leise pinselt er an einer neuen Färbung des Wortsinnes, immer mit dem Bestreben, das Wort frisch zu erhalten.

Aus „Die Literatur", 36. Jahrg., Heft 12, S. 672.

In der von Professor Julius Richter (Berlin) herausgegebenen **Allgemeinen Missions-Zeitschrift** (Gütersloh, Bertelsmann) steht (Oktoberheft 1934) ein Aufsatz von Devaranne: Fünfzig Jahre Ostasien-Mission (20 Seiten), der wegen seiner sachlich berichtenden Art namentlich denen in die Hand gegeben werden sollte, die dieser Mission noch mit allerlei Vorurteilen gegenüberstehen, aber auch Vielen ihrer Freunde als Ueberblick willkommen sein wird. M

Wandlungen der Weltanschauung. Die „Süddeutschen Monatshefte" bringen in ihrem Augustheft eine Reihe von Aufsätzen namhafter Forscher über das obige Thema. Prof. E. Krieck (Heidelberg) versucht in erstaunlicher Kürze den Wandel für „Weltanschauung und Wissenschaft" skizzenhaft darzulegen. R. Höhn (Heidelberg) zeigt die „Wandlung in der Soziologie" und R. Pfahler (Gießen) schreibt über die „Wandlungen in der Psychologie". B. Bavink (Bielefeld) berichtet interessante Neuigkeiten als „Grundlagenwandel in den Naturwissenschaften" und K. Haushofer (München) behandelt „Das Problem Westen und Osten". Die Aufsätze zeichnen sich durchweg durch die heute weithin geforderte völkisch-politische Grundhaltung aus, wirken besonders durch programmatische Schärfe und Kürze, und verdienen gelesen zu werden. J. M. Bauer und A. Huggenberger bringen die literarische Seite dieses Heftes zur Geltung, R. Fester veröffentlicht einen interessanten Brief Coolidges an Tardieu zur Rüstungspolitik aus dem Jahre 1922. Unter der Bücherschau referiert R. F. Merkel über „Neue Mani-Funde" und Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode über Bücher aus Politik und Geschichte. Man kann nur wünschen, daß die Aufsatzreihe über die „Wandlungen" auch auf die Gebiete ausgedehnt wird (die vielleicht die stärksten Wandlungen erlebt haben), wie Kunst, Religion, Pädagogik usw., die durchaus eine selbständige Behandlung verdienen.

Urkunden

Verordnung des Württembergischen Innenministeriums

Das Württembergische Innenministerium hat am 17. September folgende Verordnung über den evangelischen Kirchenstreit erlassen:

Am 14. September und 16. September 1934 kam es im Verlauf von Auseinandersetzungen über den Kirchenstreit zu bedauerlichen Vorfällen und Ruhestörungen.

Auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 (Reichsgesetzblatt I, Seite 83) werden daher zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung bis auf weiteres **alle den evangelischen Kirchenstreit betreffenden Auseinandersetzungen** in öffentlichen Versammlungen — auch in Kirchen —, **in der Presse,** in Flugblättern und Flugschriften für Württemberg **verboten.** Ausgenommen von dem Verbot sind amtliche Verlautbarungen, auch solche des Reichsbischofs und des rechtmäßigen württembergischen evangelischen Oberkirchenrats.

Zuwiderhandlungen gegen das Verbot sind nach § 4 der Verordnung des Reichspräsidenten vom 28. Februar 1933 (Reichsgesetzblatt I, Seite 83) strafbar.

*

Die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933, die, wie ihre Einleitung sagt, „zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte" erlassen ist, bestimmt in § 1: „... Es sind ... Beschränkungen ... des Rechts der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit ... auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig" und in § 4: „Wer den von den obersten Landesbehörden ... zur Durchführung dieser Verordnung erlassenen Anordnungen ... zuwiderhandelt, ... wird, soweit nicht die Tat nach anderen Vorschriften mit einer schwereren Strafe bedroht ist, mit Gefängnis nicht unter einem Monat oder mit Geldstrafe von 150 bis zu 15 000 Reichsmark bestraft.

*

Da die „Christliche Welt" in Stuttgart gedruckt wird, mußte obiger Verordnung des württembergischen Ministeriums zufolge der Hauptaufsatz, der für diese Nummer vorgesehen war und der dem evangelischen Kirchenstreit (besonders in Bayern, Württemberg und Kurhessen) galt, und einige Berichte über Vorgänge des kirchlichen Kampfes zurückgestellt werden. Die Verordnung entspricht inhaltlich der des Reichsinnenministers vom 9. Juli (hier abgedruckt Sp. 662), die im August wieder aufgehoben oder doch wesentlich eingeschränkt wurde (s. Sp. 811) und „alle den evangelischen Kirchenstreit betreffenden Auseinandersetzungen" verbot, während die Mitteilung von behördlichen Verfügungen, Tatsachen u. dgl. nicht als „Auseinandersetzung" im Sinne jenes Erlasses zu gelten hat (s. Sp. 662).

Predigten Deutscher Christen

Mit dem Titel „Mit Gott wollen wir Taten tun" sind von Pfr. Wilhelm Rehm „Predigten und Ansprachen Deutscher Christen" herausgegeben worden,[1]) von denen 22 aus Süddeutschland, 11 aus Norddeutschland stammen. Sie sind nach Umfang, Inhalt, Ton und Wert sehr verschieden; die vorzüglichste und besonnenste ist die Erntedankfestpredigt von Hesselbacher, aber auch die Predigt von Steger über „Halte, was du hast" hebt sich vor andern hervor. Die Textwahl ist meist gut, auch finden sich manche treffende Auslegungen und volkstümliche Formulierungen, z. B.: „Der Geldsack ist ein schlechtes Ruhepolster". Gemeinsam ist Allen die nationalsozialistische Ideenwelt und Ausdrucksweise, daneben den Meisten ein erfreulich starkes Betonen des christlichen Evangeliums, z. B. „Auch das dritte Deutsche Reich wird nur leben, wenn es eingebaut ist in das Reich Gottes als ein lebendiges Glied" (34). Berechtigte kirchliche Forderungen werden deutlich vertreten (112, 122). Neben Uebertreibung des Rassegedankens (111 f.) findet sich auch seine nüchterne Einschränkung (175 f.). Der Arierparagraph wird für die Kirche nur von Einem gefordert (83). Einmal wird behauptet: „Die ganze Haltung der alttestamentlichen Religion ist die der Knechtschaft" (116) und einmal: „Das Blut ist eine Macht über die Ehe, gegen die kein guter Wille, kein sittlicher Vorsatz durchdringen kann" (59).

Im allgemeinen eignet sämtlichen Reden eine große Freudigkeit und Zuversicht, manchen ein „Vorwärtsstürmen" (85). Doch hat das Streben nach volkstümlicher, wirklichkeitsnaher Redeweise hier und da zu Geschmacklosigkeiten geführt. So wird Jesus „die Lokomotive des Lebens der Jünger" genannt (79) und die Geschichte vom verlorenen Sohn „ein Bericht im Telegrammstil der Ewigkeit" (63). Einmal hören wir von einer „Fackel, die an einer Quelle entzündet wird" (36); an einer andern Stelle heißt es: „Das Evangelium ist nicht ein kirchenpolitischer Stock, mit dem man auf den andern schlägt" (31). Die Einteilung der Menschen in „Hochzeitsmenschen" und „Begräbnismenschen" ist gezwungen (44), der Seitenhieb auf „alle pedantischen Philologen" (132) nur störend. Höchst merkwürdig ist die Behauptung: „Der lebendige Quell ist nie auf den Höhen, sondern immer in den Tiefen der Täler zu finden" (42); und wenig der Kanzel zu entsprechen scheint mir ein Verdammungsurteil über namentlich angeführte politische Gegner.

Doch genug von solchen Aeußerlichkeiten! Wichtiger ist die Art der Textbehandlung. Diese ist meist einwandfrei. Aber zuweilen hat die Tendenz die Auslegung stark beeinträchtigt. So wird aus dem schönen Wort der Ruth „Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott" gefolgert, daß Ehegatten und Familiengenossen einerlei Stammes sein müssen (58), während der eigentliche und einzigartige Sinn jenes Wortes gerade das Gegenteil ist, nämlich, daß die Moabitin mit ihrer israelitischen Schwiegermutter eine Lebensgemeinschaft schließt, obwohl sie ihr als Glied eines fremden Volkes und einer anderen Religion gegenübersteht. Auch die Deutung, die (145 f.) beim Gleichnis vom viererlei Acker dem guten Lande gegeben wird, widerspricht dem klaren Wort Jesu Luk. 8, 15. Bei der Geschichte von den Almosenpflegern, Apostelgesch. 6, ist der Satz „Das letzte Wort haben die Führer" (82), eine Verschiebung; denn berichtet wird nur, daß die von der Gemeinde Gewählten von den Aposteln durch Handauflegung eingesegnet sind; die Hauptsache, daß sämtliche 7 Gewählten der klagenden, griechischen Gruppe angehören, ist völlig übersehen. Was zur Heilung des Lahmen, Apostelgesch. 3, 1—16, von Uebungen geschildert wird, die mit ihm die Apostel angestellt haben sollen (89), ist eitel Phantasie. Das Gleichnis vom guten Hirten, Joh. 10, 12, stellt nicht den „großen Führer" dem „kleinen Führer" gegenüber (135 f.), sondern den Hirten, dem die Schafe zu eigen und lieb sind, dem nur gemieteten Knecht. Auch die Deutung der „andern Schafe", Joh. 10, 16, (138) entspricht nicht dem Sinne Jesu. Wenn Jesus sagt, daß er das Schwert bringe, Matth. 10, 34, so heißt das nicht, daß seine Jünger es führen sollen (124), sondern, daß sie es erdulden sollen. — Die Zahl dieser Beanstandungen beweist, daß doch wohl etwas größere Vorsicht bei der Auslegung des Schriftwortes nötig ist.

Sehr schmerzlich — und nach meiner Ueberzeugung unrichtig und ungerecht — sind die Vorwürfe, die in vielen dieser Predigten in ebenso schroffer wie allgemeiner Form gegen die evangelische Kirche der letzten Jahrhunderte, ihre Führer und Pfarrer erhoben werden. Die Christen seien feig, die Kirchenregierungen ohnmächtig gegenüber der marxistisch-kommunistischen, antichristlichen Front gewesen (11). Es wird von den allzeit „Unentschlossenen" (23) und — natürlich in bezeichnendem Sinn — von „unsern Führern, den Schriftgelehrten" (21 f.) geredet. „Die Kirche war lange genug an eine liberalistische und kapitalistische Staatsauffassung gebunden und zum Büttel des Staates gemacht" (103). „Die Kirche war ohn-

[1]) Heilbronn, Eugen Salzer 1934. 207 S. 2.80 M.

mächtig, war ohne sieghaften Glauben" (126); sie kämpfte verkehrt (196), „die Verkündigung der Kirche ist hin und her ganz darauf abgestellt, die Menschen zu Begräbnismenschen zu machen!" (44) „An diesen Gott ‚für uns' hatten wir in den letzten Jahren zu glauben vergessen, wir hatten ihn als Herrn der Geschichte und allen Geschehens entthront" (51 vgl. 19). Wir hatten vergessen, was Glaube, Liebe und Hoffnung war. „Die Vergangenheit war eine Zeit des Ehebruchs" (92). „Jeder wurde sich selbst der Nächste" (15). „Wir hielten uns in der Kirche zu sehr für das auserwählte Volk und wollten in unserer Frömmigkeit etwas gelten" (22). Einmal heißt es: „Ueber den letzten 4 Jahrhunderten der Erdengeschichte — (also genau seit der Reformation?) — stand die Ueberschrift: Das Recht des Ich, der Persönlichkeit", — nicht das Recht der Gemeinschaft (56). Meist aber wird es so dargestellt, als sei die Sittenlosigkeit und Roheit erst nach dem Weltkriege in unser Volk eingedrungen (z. B. 15, 69, 113). Von der Jugend wird gesagt: „Ich will Führer werden — das ist das Ziel jedes echten Hitlerjungen" (94). „Schon allzulange hat die Jugend das Gefühl, gequält, überflüssig, unerwünscht, verstoßen im Ganzen unsers Volkes zu sein" (9). „Es wird (jetzt) von allen verlangt, daß sie die junge Saat nicht ersticken und zertreten mit einem borniertен und sündhaften Festhaltenwollen an einer vergangenen Lebensform, die so völlig unter das Gericht gestellt worden ist!" (192).

Sind solche Aeußerungen vor Gemeinde, Jugend und Publikum wirklich nötig und ersprießlich? Sind sie geeignet, Friede und fruchtbare Gemeinschaft zu schaffen? Ja, sind sie, selbst wenn sie einen Schein von Recht haben sollten, richtig und gerecht? Entsprechen sie den Tatsachen?

Irreligiosität, Unsittlichkeit und Roheit sind schon seit Menschenaltern in unser Volk eingebrochen, und zwar von den wohlhabenden und gebildeten Ständen aus. Die Ursachen waren aber nicht bloß Bosheit und Freiheit, sondern die gewaltigen Veränderungen in der Kultur, die Fortschritte der Technik, der Industrie, des Weltverkehrs und des Handels, das Anwachsen der Großstädte und der internationalen Beziehungen, der Geldwirtschaft und anderes mehr. Staat und Kirche haben zu spät die ungeheure Größe ihrer Aufgaben begriffen, und unter den politischen und sozialen Verhältnissen sind sie den Schwierigkeiten nicht voll gewachsen gewesen. Die Kirche hatte bis 1919 als Staatskirche keine volle Bewegungsfreiheit und verfügte bis jetzt über keinerlei Machtmittel. Wenn sie ohnmächtig war und keine großen Erfolge hatte, so war sie deshalb weder pflichtvergessen noch untätig noch vom Glauben verlassen; sie hat vielmehr — und zwar Pfarrer und Kirchenbehörden ebenso wie Gemeinden und Innere Mission — in den ihr gezogenen Grenzen viel gearbeitet, viel geleistet und viel erreicht. Es lag an den politischen Verhältnissen, wenn sie trotz gewaltiger Arbeit öffentlich keine große Rolle spielte. Wenn jetzt im Staate eine gründliche Aenderung vor sich gegangen ist, und der Staat seinerseits die widerstaatlichen Mächte und Strömungen ausgeschieden oder eingedämmt und den christlichen und religiösen, den nationalen und sozialen Mächten die Bahn frei gemacht hat, so wollen wir uns dessen freuen und im nationalen und sozialen Sinne freudig mitarbeiten. Aber wir halten es weder für klug noch für gerecht noch für heilsam, wenn von kirchlicher Seite die bisherigen Kräfte und Vertretungen der Kirche als unfähig, erfolglos und schuldig hingestellt werden. Wir haben keine Freude am Streit, noch weniger an Parteitreiben und Intrigen. Wir wünschen vielmehr von Herzen Frieden und gemeinsame Arbeit, auch mit den Deutschen Christen. Verbindet uns nicht alle nationale, soziale und evangelische Gesinnung? — Aber deshalb Vorsicht, Sachlichkeit und Besonnenheit!

Frankfurt a. M. W. Bornemann

Bücher und Schriften

Das Gottesbild Jesu. Von Richard Adalbert Hoffmann. Hamburg, Paul Hartung 1934. 185 S.

Ein erfreuliches, lehrreiches Buch des Wiener Neutestamentlers, das reiche Ergebnis vieljähriger Beschäftigung mit der Wortüberlieferung der drei ersten Evangelien. Da, wie Hoffmann richtig bemerkt, Jesus sich vielfach einer bildlichen Ausdrucksweise bedient, um Gottes Wesen und Handlungsweise seinen Hörern klarzumachen, so gliedert er die Aussagen Jesu über Gott nach den Hauptbildern: Gott der Geldgeber, der Arbeitgeber, der Sklavenhalter, der große König, der himmlische Vater (mit seiner Sündenvergebung und seiner Fürsorge) — dies ist naturgemäß der ausführlichste Abschnitt —, endlich der Richter des gerechten Ausgleichs. Mit großer Unbefangenheit, die leider heute sehr selten geworden ist unter den Neutestamentlern, zeigt er die Gebundenheit der Lehrweise Jesu an die Sprechweise und Denkweise des damaligen Judentums auf, betont aber gleichzeitig stark, wo und wie Jesus sich vom Judentum trennt. Ebenso unbefangen vergleicht er die Lehrweise Jesu mit der des Paulus und hebt, ohne zu harmonisieren und zu vertuschen, wie es heute üblich ist, die starken Unterschiede hervor, die vielen Grundlehren des Paulus, die bei Jesus fehlen. Sehr wichtig ist die Erörterung, daß es in Jesu eigener Gedankenwelt noch nicht den Gedanken einer Sühne durch seinen Tod gebe — wer anderer Auffassung ist, wird sich künftig mit Hoffmanns Kritik auseinandersetzen müssen. Mit besonderer Liebe werden die Gleichnisse Jesu untersucht, wird ihr Anschauungs- und Lehrgehalt erhoben; ich nenne vor allem die vorzügliche Behandlung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn. Das Buch ist gemeinverständlich geschrieben, wird aber in erster Linie Theologiestudierenden, Pfarrern und Religionslehrern sehr gute Dienste leisten können.

Hans Windisch

Das Johannesevangelium als Alterswerk. Eine psychologische Untersuchung von Gerhard Hoffmann. (Neutestamentliche Forschungen, herausgegeben von O. Schmitz. 4. Reihe: Evangelienprobleme, Heft 1.) 183 S. 4.80 und 6 M.

Das Verdienst dieser Schrift, der Lizenziatendissertation eines sächsischen Geistlichen, liegt in doppelter Richtung. Einmal versucht der Verfasser auf Grund eingehender Studien der einschlägigen Literatur eine psychologische Analyse des Greisenalters, wobei besonderer Wert gelegt wird auf die intellektuellen Fähigkeiten (Arten, Richtung, Bestimmtheiten des Denkens), auf das Gefühlsleben und auf die Eigentümlichkeiten des Willens (Entschlußfähigkeit, Ruhe und Bestimmtheit des Wollens). Dieser Teil ist für Alle, die sich für die Psychologie der Altersstufen interessieren, außerordentlich lehrreich.

Sodann gibt der Verfasser in einem zweiten Teil (S. 90—183) die Anwendung dieser psychologischen Analyse auf das Evangelium des Johannes. Von zwei Seiten her greift die Alterspsychologie in das johanneische Problem ein. Nach der kirchlichen Ueberlieferung ist das 4. Evangelium von Johannes in hohem Lebensalter geschrieben: Bestätigt die Altерspsychologie diese Ueberlieferung? Kann sie nachweisen, daß dies Evangelium das Werk eines alten Mannes ist? Sodann: der literarische Stil des Johannes weist manche Eigentümlichkeiten auf: Wiederholungen, Unklarheiten u. a. Sind das etwa Alterserscheinungen eines Literaten? Der Verfasser bejaht diese Fragen und hat zur Begründung seiner Ansichten wirklich eine Fülle wichtiger Beobachtungen zusammengetragen. Im ganzen ist mein Eindruck der, daß sich manche Erscheinungen in Johannes in der Tat im Sinne der Altерspsychologie verstehen lassen, daß aber die Erklärungen Hoffmanns oftmals auch einen künstlichen Eindruck machen. Viele sprachlichen und stilistischen Eigentümlichkeiten des johanneischen Berichts lassen auch eine andere Erklärung zu. Kaum je ist die Erklärung der Altерspsychologie die einzig mögliche. Oft liegt das Entscheidende in Kollektivbedingungen der Weiterbildung der evangelischen Tradition. Ich hebe zunächst einige positive Sätze Hoffmanns heraus: Der dem Alter eigene Mangel an Aufmerksamkeitsdauer zeigt sich bei Johannes in dem mehrfach zu beobachtenden Vergessen der Situation (vgl. Nikodemus im Verlauf des Lehrgesprächs, die Bezugnahme auf eine Monate zurückliegende Rede 10, 26 ff., die Bemerkung vom Aufbruch 14, 30, mitten im Ablauf der Abschiedsgespräche, das mehrfach vorkommende Uebergleiten in die Gegenwart des Schriftstellers usw.); das zeigt sich weiter im vorzeitigen Abbruch des Berichts (z. B. 2, 10, die Verhöre vor Hannas und Kaiphas) und im Ablenken vom Thema. Das Denken des Evangelisten ist ungewöhnlich langsam; er liebt es, bei einem Gedanken zu verweilen. Das Denken ist weiter durch Gewöhnung determiniert, wie sich in dem Hervortreten von Lieblingswörtern und -gedanken zeigt und im formelhaften Gebrauch mancher Wörter; ebensosehr aber auch durch Entwöhnung, d. h. die Verkleinerung des Sprachschatzes. Weiter ist es originell ausgeprägt usw. Desgleichen findet Hoffmann das dem Alter eigentümliche Gefühlsleben ebenso wie die Formationen seines Willens in Johannes wiederkehren. All diese Beobachtungen, die zum Teil auch von anderen gemacht sind, sind für die Psychologie des Johannes in jedem Fall von Interesse; mir kommt aber immer wieder der Zweifel, ob hier bei Johannes wirklich eindeutig und ausschließlich Alterserscheinungen gekennzeichnet sind. Gelegentlich weist der Verfasser selbst auf das Fragwürdige oder auf das Nichausreichende dieser Erklärung hin. In der Tat sind viele Erscheinungen zunächst literargeschichtlich und theologiegeschichtlich zu erklären: aus dem Gebrauch von bestimmten Vorlagen, aus dem vorwiegenden Interesse an Darbietungen lehrhafter Art, aus dem Ineinschieben des erhöhten Christus und des auf Erden wandelnden Jesus, einem Prozeß, der gewiß schon im Gange war, ehe Johannes mit dem Schreiben seines Evangeliums begann. Manche Denkeigentümlichkeiten, wie etwa der Zusammenklang von Aeußerem und Innerem usw., kennzeichnen nicht so sehr den alten Mann, als vielmehr einen bestimmten Typus des Juden im synkretistischen Zeitalter. Anderes läßt auf individuelle Eigentümlichkeiten der Anlage schließen, die so nicht erst im Alter hervorzutreten brauchen.

Richtig macht der Verfasser auf die Fälle aufmerksam, wo eingeführte Personen lautlos verschwinden (Nikodemus ist das bekannteste Beispiel); er kennzeichnet die Haltung des Evangelisten als ein „Vergessen der Situation, zu erklären aus Mangel an Aufmerksamkeit" oder „Erschöpfung des Interesses", also aus typischen Alterserscheinungen. Aber wenn der Evangelist im Verlauf von Kapitel 3 wirklich vergessen haben sollte, daß er ein Gespräch Jesu mit Nikodemus hatte geben wollen, dann wäre das doch nicht mehr eine harmlose Alterserscheinung, eher der Beginn einer intellektuellen Paralyse. Da solche Diagnose aber von dem Schöpfer des 4. Evangeliums unbedingt abzuwehren ist (auch für Hoffmann kommt sie selbstverständlich nicht in Frage), ist nach einer besseren Erklärung zu suchen, wie sie in erster Linie die Literarkritik gibt, die auf die Art der Produktion und Komposition der Reden hinweist. Als Alterserscheinung kann nur ganz weniges angesprochen werden.

Ich habe meine Zweifel an der Richtigkeit des Ergebnisses im

Einzelnen und im Ganzen stark betont, nicht etwa um den Wert des Buches herabzusetzen — der ist durchaus positiv zu bestimmen, auch für den, der die Ergebnisse großenteils oder ganz ablehnt; denn erstens mußte dieser Versuch einmal gemacht werden, und zweitens ist die „Psychologie" des Johannes, die Hoffmann vorlegt, in jedem Falle verdienstlich, auch wenn es keine Alterspsychologie sein sollte. Ich habe vielmehr meine Fragezeichen mit etwas starkem Nachdruck gesetzt, weil das Buch zunächst etwas Ueberzeugendes hat und sehr wahrscheinlich jetzt die communio opinio sich bildet: hiermit sei endgültig Johannes als Alterswerk des Zebedaiden ausgewiesen. Für diesen ist kaum etwas erwiesen, da hätte der Verfasser den Umkreis seiner Untersuchungen stark erweitern müssen, er hat sich aber bewußt Beschränkungen auferlegt. Und als Alterswerk ist Johannes auch durch diese verdienstliche Arbeit nicht ausgewiesen. Dazu reichen die an Johannes zu machenden Beobachtungen, dazu reichen wohl überhaupt die Methoden und Mittel unserer Alterspsychologie nicht aus. Auch die Vergleiche mit dem Alterswerk Goethes, so reizvoll sie sind, entbehren meines Erachtens der durchschlagenden Kraft. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zum johanneischen Problem und zum Verständnis des Johannesevangeliums, bringt aber die Frage nach dem Verfasser nicht zur Entscheidung. Schade, daß Register fehlen!

Hans Windisch

Germanische Religion und Sachsenbekehrung. Von Hermann Dörries. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1934. 34 S. 1 M.

Ein guter Führer. Dörries stellt uns die germanische Religion, den (angeblich gewaltsamen) Uebergang zum Christentum, der doch mit Ausnahme der Sachsen (aber auch da nur teilweise gewaltsam) überall freiwillig erfolgte, und vor allem das Sachsendrama unvoreingenommen dar und weist dabei überall wissenschaftlich korrekt Quellen nach. Es bleibt bei dem alten Resultat, das Dörries gut formuliert: „Die deutsche Geschichte ist die Geschichte Deutschlands mit dem Christentum." Nur eine Kleinigkeit. Zu S. 5: Der Gedanke, daß die Ockerfärbung der Leichen eine Erinnerung an die Blutrachepflicht der Lebenden sei, ist nicht haltbar; eher ist an die Möglichkeit zu denken, daß man dem Toten noch einmal die Farbe des Lebens geben wollte, doch ist die ganze Frage noch sehr im unklaren. (Vgl. dazu die gleichfalls wertvolle Schrift aus demselben Verlag: „Die altgermanische Religion und das Christentum" von G. Spanuth.)

Artur Neuberg

Die Deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica. Uebersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Oesterreichs. Hrsg. vom kath. Akademikerverband. Bd. 1: Gottes Dasein und Wesen. Salzburg, A. Pustet 1933. 22 und 554 S. 9 M, geb. 10 M, in Subskr. 6.90, geb. 8 M.

Der katholische Akademikerverband hat sich durch den Plan dieser deutsch-lateinischen Thomas-Ausgabe ein außerordentliches Verdienst erworben. Auch und gerade Protestanten, theologisch interessierte Laien, vor allem aber die protestantischen Theologen, die Studierenden und die im Amt Stehenden, sollte man auf diese einzigartige Gelegenheit, dem Geist des Katholizismus näherzukommen und seinen hervorragendsten theologischen Repräsentanten in einer vorzüglichen und bequemen Ausgabe kennenzulernen, aufmerksam machen. Der vortreffliche Uebersetzung ist laufend der lateinische Text in seiner besterreichbaren Gestalt beigegeben. Nur so, wenn jederzeit ein kontrollierender Blick auf den in seiner knappen und prägnanten Begriffssprache unerreichbaren Urtext möglich ist, läßt sich ein wirkliches Verständnis erzielen. Anmerkungen, eine in die Hauptprobleme der mittelalterlichen Philosophie und ihrer Auseinandersetzung mit dem modernen Geist klug und verläßlich einführende Einleitung, dazu ein den systematischen Zusammenhang deutender Kommentar erleichtern das Eindringen in das thomistische Denken. Man kann nur wünschen, daß recht viel Protestanten die ihnen hier gebotene Möglichkeit, sich mit der thomistischen Theologie und damit mit der Theologie des Katholizismus vertraut zu machen, voll ausschöpfen. Es wird nachgerade Zeit, daß die bisher meist auf evangelischer Seite übliche, an Aeußerlichkeiten haften bleibende, mit Ressentiments aller Art angefüllte, durch eine Fülle von Komplexen belastete, für den Geist des Protestantismus weit mehr als für den jeweils angegriffenen Katholizismus beschämende „Auseinandersetzung" mit der katholischen Kirche durch eine sachliche, zuerst und vor allem die theologisch-kirchlichen Fragen berücksichtigende Stellungnahme abgelöst werde, daß an die Stelle einer rein negativen Ablehnung eine positive Kritik trete. Ein erstes Erfordernis ist dann aber, daß nicht weiterhin mißverständliche, ja widersinnige Schlagworte gedankenlos nachgeschwatzt werden, sondern daß man sich bemüht, dem wirklichen Wollen des Katholizismus gerecht zu werden. So kann die neue Thomas-Ausgabe, die auch äußerlich in ansprechendem Gewand, in handlichen kleinen Bänden, erscheinen wird, nur warm empfohlen werden.

Walter Dreß

Vom Rittertum der Theologie. „Hart am Wort." Drei Aufsätze von Wilhelm Vollrath. Leipzig 1934. Verlag von Dörffling & Franke. 50 S. 1.40 M.

Es handelt sich um die Wertung des Schriftworts im Verständnis Luthers für den wissenschaftlichen und den praktischen Theologen. Wer aber erwartet, eine konfessionell-dogmatische oder dialektisch-theologische Abhandlung über den Begriff des Wortes zu finden, geht irre. Und wer das Schriftchen nach seiner theologischen Richtung durchschnüffelt, versündigt sich geradezu an seinem Sinn und Zweck. Es will ganz unbefangen und unvoreingenommen genossen sein als Zeugnis eines ganz reifen Mannes, dem daran liegt, das Schriftwort in seinem ureignen Glanz neu aufleuchten zu lassen und seine berufenen Verkündiger und Dolmetscher nach Luthers Weise deutsch zum Christenvolk reden zu lehren. Allen, die dafür Sinn haben und den Vielen, die das verlernt haben, kann man nur raten: nimm und lies!

Paul Gastrow

Deutsche Lebensreligion. Von Karl Cehak. Flensburg, Westphalen, o. J., 72 S. 1.50 M. Das schwungvoll und zum Teil poetisch geschriebene Büchlein steht auf der Grenze zwischen „Deutschen Christen" (DC) und „Deutscher Glaubensbewegung" (DG), ohne daß natürlich diese kirchenpolitischen Begriffe genannt würden. Der junge Luther und der junge Schleiermacher sind die christlichen Ahnherren des Verfassers, Lagarde und Meister Eckhart leiten über zum „Deutschglauben", und in B. Kummer kommt dieser dann selbst ausgiebig zu Wort. „Was die Stimme des Blutes fordert, das ist auch Gottes Gebot" — in diesem Satze gipfelt das Bekenntnis zum rassisch bedingten Glauben; er ist natürlich vom christlichen Standpunkt aus in dieser Form abzulehnen. Dagegen: „Allem gegenüber frei, nur Gott gegenüber gebunden" — welcher Christ könnte nicht genau so sprechen? So gibt das Buch in seiner Zwiespältigkeit einen — übrigens höchst sympathischen Einblick in eine Art der Frömmigkeit, die heute in Deutschland weit verbreitet ist.

Hans Schlemmer

Gebete für das Jahr der Kirche. Herausgegeben von Karl Bernhard Ritter. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1933. 235 S. 2.80, Leinen 3.60 M.

Ein verdienstlicher Versuch zur Neugestaltung der liturgischen Gebete. Die Kollekten der abendländischen Kirche sind hier umgegossen in deutsche Sprachform. Die bei einfacher Uebersetzung der lateinischen Periode entstehende Schwerfälligkeit der deutschen Satzbildung bildet in der Tat sonst ein Hindernis für die Verwendung dieses klassischen Gebetsgutes. Die durch das Eindringen des homiletischen Gesichtspunktes zu weichweichig gewordenen Kollekten aus der evangelischen Tradition sind vom Verfasser verknappt. Gute Auswahl von Schlußgebeten. Bezüglich des Vorschlages, nach den Fürbitten im „Opfergebet" Bereitung zur Stille folgen zu lassen, teile ich die Bedenken des neuen preußischen Agendenentwurfs.

Walter Bülck

Erntedank. Zum Tag des Bauern. Heft 4 der Schriftenreihe „Deutsche Feier, Beiträge zu kirchlichen Feiern an deutschen Volksfesttagen". 40 S. 35 Pf., ab 10 Stück 30 Pf. Evang. Preßverband, Berlin-Steglitz.

Arndt und Riehl, Luther und Claudius, gute alte und neue Worte über Erntesegen und die Not des Hungers. Viele werden das Heft gern benutzen.

M

Zur Freiheit berufen. Handbuch des Weißen Kreuzes. Weißkreuzverlag, Nowawes 1933. 264 S. kart. 3.50, geb. 4 M.

Eine wertvolle Einführung in die Geschichte und Arbeit des Weißen Kreuzes aus der Feder verschiedener führender Männer dieses Bundes. Bekanntlich sieht dieser seine besondere Aufgabe in der seelsorgerlichen Arbeit vor allem an jungen Männern, die sich in sexueller Hinsicht in seelischer Not befinden, während die Behandlung verwandter Gebiete, wie Prostitution, Geburtenrückgang, Bevölkerungspolitik, Sterilisierung usw. anderen Verbänden überlassen wird. Die sexuelle Not wird jedoch nur als ein Teil der allgemeinen Not des in Sünde und Schuld gefallenen Menschen gesehen und wie für diese so auch für jene die einzig wirkliche Hilfe gezeigt in der bewußten Hingabe an Jesus Christus, durch die der Mensch Erlösung aus der triebhaften Gebundenheit und Kraft zu einem sittlich reinen Leben findet. Der streng biblische Standpunkt des Weißen Kreuzes verbindet sich in dem Handbuch mit einer erfreulichen Unbefangenheit gegenüber den Vorgängen des natürlichen Lebens. Bei aller selbstverständlichen Strenge in der Forderung sittlicher Selbstzucht wird pädagogisches Verständnis für die Seelenlage des Jugendlichen gefordert und vor unwahren Uebertreibungen schädlicher Folgen sexueller Verirrungen nachdrücklich gewarnt. Von biblischer Grundlage aus geht durch das Buch ein gesunder Zug, der in der Erziehung zu geraden, gesundsinnigen Menschen das Ziel der Arbeit sieht. Das Handbuch kann allen, die an der Jugend, vor allem an der Jungmännerwelt, zu arbeiten haben, gerade in heutiger Zeit mit ihrer weitgehenden Ablehnung alles Christlichen, warm empfohlen werden. Es kann ihnen insbesondere auch durch das umfangreiche, wenn auch nicht erschöpfende Literaturverzeichnis und die Angabe der mannigfachsten Vortragsthemen wertvolle Dienste leisten.

Johannes Jansen

Deutsches Kirchenleben in Südafrika. Aus der Diasporaarbeit der Hannoverschen Landeskirche. Von Spanuth. Leipzig, Gustav-Adolf-Stiftung 1933. 47 S. 50 Pf.

Der Verfasser war selbst deutscher Pfarrer in Südafrika und ist durch manche Veröffentlichungen entsprechender Art bekannt. Im vorliegenden Heft berichtet er historisch über das Werden derjenigen deutschen Gemeinden Südafrikas, die von der Hannoverschen Landeskirche versorgt werden. Für eingehendere Beschäftigung mit dem betreffenden Aufgabenkreis bringt das Heft neben seiner kurzen zusammenfassenden Gesamtdarstellung zahlreiche weitere Literaturhinweise.

Wilhelm Mensching

Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß von Gustav Jungbauer. Berlin, Walter de Gruyter 1934. VIII. 248 S. 4.80 M.

Der bekannte sudetendeutsche Forscher gibt eine sehr gründliche und lesenswerte Einleitung in die deutsche (und außerdeutsche) Volksmedizin, wie sie bei Mensch und Tier angewandt wurde und wird. Den Untertitel „Grundriß" sollte gerade der Verleger der großen sprachwissenschaftlichen Grundrisse vermeiden, so sehr wir begrüßen würden, wenn die Volksmedizin von Jungbauer zu einem Handwörterbuch dieses ebenso interessanten wie ausgedehnten Gebietes ausgeweitet werden könnte. Das Buch bietet dem Weiterforschenden mit seinem reichen wissenschaftlichen Apparat eine gute Stütze; demjenigen, der nur sucht oder sich wissenschaftlich unterhalten will ein reiches Maß von Belehrung; nicht nur in den Kapiteln „Religiöse und kirchliche Heilmittel im besonderen" und „Strafe Gottes" findet sich für den Theologen und den für Volks- und Aberglauben interessierten Laien Interessantes, nein, auf Schritt und Tritt berücksichtigt der Verfasser Religiöses, Christliches, Heidnisches oder „Vorchristliches", die geographische Verteilung der Vorstellungen innerhalb der Konfessionen, die katholische Seite der Volksmedizin in der protestantischen Bevölkerung, Luther und die Volksmedizin, Heilige und Wallfahrtskirchen, die katholische Pastoralmedizin des 20. Jahrhunderts, religiöse Schutzmittel, den Glauben, der Berge versetzt, die Suggestion, religiöse und kirchliche Heilmittel, Heilsegen, Krankheitsdämonen, Erfahrungs- und Zaubermedizin, Uebernatürliches und Natürliches. Dabei geht der Verfasser, wo es irgend geht, geschichtlich vor, behandelt Entstehung und Entwicklung der Volksüberlieferungen und fördert durch seine Arbeit außer der Konfessionskunde gerade die Volkskunde, so daß man das Buch dem Geistlichen, dem Arzt und dem interessierten Laien auf dem Lande gern in die Hand drücken möchte.

Fritz Braun

Chronik

Staatliche Vorgänge

Nach der Uebernahme der Macht durch den Nationalsozialismus war in einigen Ländern die Teilnahme am Religionsunterricht der Schulen allen Kindern zur Pflicht gemacht, besonders in Sachsen, wo früher eine größere Zahl von Schulkindern nicht am Religionsunterricht teilnahm. Nunmehr hat das Ministerium für Volksbildung in Sachsen bestimmt, daß bis zum Inkrafttreten einer reichsgesetzlichen Regelung, „deren Zustandekommen möglichst beschleunigt werden soll", die Teilnahme am Religionsunterricht nicht durch Strafen oder zwangsweise Zuführung erzwungen werden soll, wenn die Kinder nachweislich auf ausdrückliches Verlangen der Erziehungsberechtigten dem Unterricht fernbleiben. In Preußen mußten die in einigen Regierungsbezirken ergangenen Entscheidungen von Regierungspräsidenten, die eine Befreiung vom Religionsunterricht ausschlossen, nach freisprechenden Urteilen der zuständigen Gerichte zurückgezogen werden.

Der SS-Sturmführer Sobczyk, der den Superintendenten Neumann in einer Versammlung der DC in Beeskow überfallen und dann mißhandeln ließ, ist vom Landgericht Frankfurt a. d. O. zu 6 Monaten Gefängnis und 20 Mark Geldstrafe ohne Bewährungsfrist verurteilt worden. JK 17

Pfarrer Scharf in Sachsenhausen (EW 18, Sp. 862) wurde aus der Haft entlassen, erhielt aber ein staatliches Aufenthaltsverbot für seine Gemeinde „bis zur Klärung der Angelegenheit".

Hilfsprediger Kunkel in Flatow und Pfarrer Rahmel wurden vom Landrat in Flatow aus dem Kreise ausgewiesen, Kunkel auf Grund seiner Strafversetzung „bis morgen 23. 8. 14 Uhr bei Vermeidung polizeilichen Zwangs". Rückkehr nur mit Genehmigung des Landrats zulässig. „Durch die Einlegung eines Rechtsmittels wird die Durchführung dieser Anordnung nicht aufgeschoben, deren sofortige Ausführung das öffentliche Interesse verlangt."

Dem früheren Direktor des Spandauer Apologetischen Seminars, suspendierten Superintendenten Dr. Carl Schweitzer, wurde die Abhaltung von Gottesdiensten in seinem Hause verboten. JK 17

Der Verein „Christlicher Kampfbund" ist für das hamburgische Staatsgebiet verboten und aufgelöst worden.

Die katholische Wochenzeitschrift „Junge Front" wurde für 4 Wochen verboten.

Das Blatt „Nordland" wurde für einen Monat verboten und der Verfasser des beanstandeten Aufsatzes, ein Mitglied der HJ, aus dieser entfernt. FZ 439/40

Die Pressestelle des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen warnt die evangelischen Sonntagsblätter vor unsachlicher Polemik unter Androhung von Beschlagnahmen, Verboten und Maßnahmen gegen Verleger und Redakteur.

Im Bezirk Minden und anderen Bezirken ist den jüdischen Jugendorganisationen das Tragen von einheitlicher Kleidung und Abzeichen, das Mitführen von Fahnen in der Oeffentlichkeit, Gelände- und wehrsportliche Uebungen, gemeinsame Aufmärsche, geschlossenes Marschieren, Verkauf und Vertrieb von Presseerzeugnissen jeder Art, besonders von Flugblättern, untersagt. FZ 447

Nach einer Entscheidung des bayrischen Verwaltungsgerichtshofes sind die Religionsgesellschaften verpflichtet, dort, wo ein gemeinsamer Begräbnisplatz fehlt, die Beisetzung eines Andersgläubigen auf dem kirchlichen Friedhof seines Wohnorts zu gestatten, auch wenn der Todesfall anderwärts eingetreten ist. ED 35

Oberpräsident Kube auf einem Gebietstreffen der kurmärkischen Jugend: „Wir werden dafür sorgen, daß Deutschlands Jugend im stolzen Geist von Langemarck und nicht in irgendeinem Konfessionsgeist erzogen wird. Der Glaube der deutschen Jugend ist allein der Glaube an Deutschland ... Darum sollt ihr auch heute in der konfessionellen Hetze euch eins merken: Gott will, mein deutscher Junge, daß du auf Erden an Deutschland und sein unsterbliches Leben glaubst, und wir werden dir das Recht auf diesen Glauben ertrotzen. Adolf Hitler gestern und heute und in alle Ewigkeit." AELKZ 38

Mit einem Hakenkreuz versehene Vorsteckna deln der DC wurden als Kitsch verboten, desgleichen Postkarten einer großen Brauerei mit Bildern und das Trinken empfehlenden Aussprüchen Friedrichs des Großen, Goethes und Bismarcks. FZ 456/7

Deutsche Evangelische Kirche

Ueber die Reichstagung der Deutschen Christen und die Einführung des Reichsbischofs siehe unter Verschiedenes: Um die Deutsche Evangelische Kirche.

Rechtswalter Jäger erklärte vor Pressevertretern, die Arbeiten des Verfassungsausschusses würden voraussichtlich im Oktober einen gesetzlichen Niederschlag finden. Dadurch werde einmal das endgültige Verhältnis der Landeskirchen oder Gebietskirchen zur Reichskirche geordnet, zum andern der Aufbau der Gemeinde als der wichtigsten Grundlage der Kirche in ihrem Verhältnis zur Gebietskirche und zur Reichskirche. Die finanziellen Fragen würden in Zukunft nur noch einheitlich vom Reich zur Reichskirche geregelt. Die Ausbildung der Pfarrer müsse anders als bisher vorbereitet werden. Man werde eine gewisse Auslese für Stadt oder Land oder für höhere Ausbildung schon in früher Zeit treffen und eine Hauptausbildungsstätte für die Erlesenen schaffen, wofür das Augustinerkloster in Erfurt ausersehen sei. Weiter seien zu bearbeiten die Frage des Religionsunterrichtes und ein umfassendes Disziplinarrecht. FZ 22. 9.

Der Reichsbischof hielt eine Rede in Hannover, die zum Teil der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern galt. Auf Zeitungsnachrichten hin, wonach er auch der katholischen Kirche Kampf angesagt habe, erklärte er am 20. September durch das DNB: „Ich habe lediglich erklärt, Luther habe die Absicht gehabt, eine romfreie Kirche zu schaffen. Wir wollen in Deutschland nicht etwa einen Kampf gegen die katholische Kirche. Im Gegenteil stehe ich auf dem Standpunkt, daß die beiden großen christlichen Kirchen nicht gegeneinander zu arbeiten, sondern zur Erziehung des deutschen Menschen alle religiösen und ethischen Werte unserer Konfessionen ganz und gar einzusetzen haben."

Zum Vikar des Reichsbischofs ist D. Fritz Engelke, Direktor des Rauhen Hauses in Hamburg und Mitglied des Geistlichen Ministeriums, ernannt worden.

Die Eingliederung der Landeskirche von Waldeck in Kurhessen, der von Pyrmont in Hannover ist erfolgt.

Konsistorialrat Dr. Riehn wurde als Beauftragter für das Kirchenbuchwesen in die Kanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche berufen.

Am 22. August wandte sich der Reichsbischof in Wilhelmshaven gegen die Unmöglichkeit der verschiedenen Formen der Liturgie. Rf KZ 36

Der Reichsverband evangelischer Jungmännerverbände erklärte sich für die Bekennende Gemeinde. JK 17

Rundschreiben des Gaus Halle der DC: „Es geziemt einem Nationalsozialisten nicht, an einem Werke wie dem Rosenbergs Kritik zu üben. An nationalsozialistischen Führern und Werken üben wir grundsätzlich keine Kritik. Das wollen wir den kleineren Geistern des Notbundes überlassen. Wem das nicht paßt, mag die Folgerungen ziehen und unsre Reihen verlassen, denn er ist alles, nur kein Nationalsozialist." PrBl 37

Auf dem deutschen evangelischen Pfarrertag in Frankfurt a. M. sprachen Missionsdirektor D. Knak und Oberkirchenrat Langmann über die Bedeutung von Bibel und Bekenntnis für die evangelische Kirche der Gegenwart. Der Verband wurde nach dem Führerprinzip umgebildet, der bisherige Vorsitzende D. Schäfer (Remscheid) als Führer bestätigt.

In Frankfurt a. M. fand am 18. September ein Konvent alter Ritschlianer statt, bei dem Bornemann, Otto Ritschl und Stephan Vorträge hielten.

Einzelne Landeskirchen

Die neuerbaute Kapelle auf dem Militärfriedhof in Königsberg, auf dem ein frühverstorbenes Kind Hindenburgs beigesetzt ist, erhielt den Namen „Hindenburg-Kapelle". ED 36

Landesbischof Schulz in Mecklenburg: „Dogma ist heute unnötig. Nationalsozialismus ist fleischgewordenes Christentum."

135 Vikare und Hilfsprediger in Westfalen haben sich der Bekenntnissynode als ihrer rechtmäßigen Obrigkeit unterstellt. Rf KZ 36

Der oldenburgische Oberkirchenrat hat allen im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche des Landesteils Olden-

burg stehenden Personen, insbesondere den Geistlichen, untersagt, öffentlich (z. B. im Gottesdienst, in Versammlungen, durch Rundschreiben od. dgl.) gegen die Deutsche Evangelische Kirche und die evangelisch-lutherische Kirche des Landesteils Oldenburg und die von ihren Behörden getroffenen Maßnahmen Stellung zu nehmen. Wer es tue, habe disziplinarische Ahndung zu gewärtigen.

Pfarrer Maerker in Rostock wurde „im Interesse des Dienstes" strafversetzt, Propst Koch in Güstrow zwangsweise in den Ruhestand, Superintendent Krause in Grimmen zwangsweise in den einstweiligen Ruhestand, Pastor Harms in Gülzow ohne Angabe von Gründen beurlaubt, Kreispfarrer Chemnitz in Westerstede (Oldenburg) „aus dringenden Rücksichten des Dienstes" strafversetzt, nachdem er auf die Aufforderung zur Anerkennung der gegenwärtigen Ordnung der Kirche erklärt hatte, diese zu bejahen, soweit nicht sein durch den Ordinationseid gebundenes Gewissen widerspreche (AELKZ 34).

Superintendent Hahn in Dresden ist in den einstweiligen Ruhestand versetzt.

Ein vom Provinzialkirchenrat zu Koblenz ernannter Bevollmächtigter hat am 10. August das Barmen-Gemarker Gemeindeamt besetzt. Rf KZ 33

Auch in der Marienkirche in Lübeck wird an jedem Werktage eine Andacht gehalten, zu der sich 20—60 Teilnehmer einfinden.

Das evangelische kirchliche Jugendamt in Nassau ist aufgelöst, seine Aufgaben wurden dem Landesverein für Innere Mission übertragen. FZ 447

Das Rheinische Konsistorium hat drei von der Gemeinde Essen-Altstadt gewählte Pastoren nicht bestätigt, weil sie in den kirchenpolitischen Kämpfen als Gegner des Kirchenregiments hervorgetreten seien. Rf KZ 35

Der Thüringer Landeskirchenrat hat verordnet, daß die Studenten, die in den Dienst der Thüringer Landeskirche treten wollen, wenigstens die beiden letzten Semester in Jena studieren sollen. ED 36

Die Loge „Ludwig zum Palmbaum" in Köthen (Anhalt) hat ihr Haus der Kirchengemeinde geschenkt, die es als Gemeindehaus übernommen hat.

Katholische Kirche

In Berlin kommen auf einen katholischen Geistlichen 2200, einen evangelischen 8200 Seelen. ED 36

Professor Albert Ehrhard in Bonn, einem geborenen Elsässer, wurde von der französischen Regierung die Erlaubnis versagt, zum 50. Priesterjubiläum seines einstigen Universitätskollegen Müller in einer Dorfkirche die Predigt zu halten: der erste Fall der Anwendung des Gesetzes gegenüber einem katholischen Geistlichen.

Die Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher, eine der NSDAP eingegliederte Gemeinschaft von Vertrauensleuten, hat sich aufgelöst.

Der 13. Internationale Altkatholikenkongreß fand in Konstanz statt.

Ausland

Der Fortsetzungsausschuß der Oekumenischen Bewegung für Glaube und Kirchenverfassung (Lausanner Konferenz) tagt unter dem Vorsitz des Erzbischofs von York auf Schloß Hartenstein bei Luzern. Zu Mitgliedern des Fortsetzungsausschusses wurden aus Deutschland Bischof Heckel, Oberkirchenrat Krummacher und Privatdozent Wendland gewählt.

In der Ostschweiz kommt auf 10 Ehen eine Ehescheidung, auf jeden Tag 3 Selbstmorde. ED 36

Die Pfarrer Meyer in Bad Aussee und Meno Riese in Stainz wurden verhaftet, das Vermögen des wegen Hochverrats verfolgten Pfarrers Mahnert in Innsbruck wurde beschlagnahmt.

Vom 30. September bis 10. Oktober findet in Budapest eine Heerschau des ungarischen Calvinismus statt, wo fast sämtliche großen Organisationen der ungarischen reformierten Kirche anwesend sein werden. Zu der am 30. September stattfindenden feierlichen Eröffnung hat der Reichsverweser Horthy sein Erscheinen zugesagt. Den Mittelpunkt wird eine Ausstellung bilden, auf der der Beitrag gezeigt werden wird, den der ungarische Calvinismus auf fast allen Lebensgebieten zur Entwicklung seines Vaterlandes beigesteuert hat.

In Göteborg fand eine internationale freikirchliche Führerkonferenz statt. Bericht folgt.

Dem Superintendenten D. Heinzelmann in Villach sind die Bezüge verkürzt worden „wegen unzulässiger Kritik an Regierungsmaßnahmen" (s. Sp. 805 ff.).

Das Institution générale der katholischen Aktion, Sitz Lemberg, hat, um die bedrohte Stellung der katholischen Kirche zu retten, mit einem Aufwand von 2 Millionen Zloty 15 katholische Zeitschriften in ukrainischer Sprache herausgegeben und 40 Missionskräfte nach Wolhynien entsandt, obwohl dort nur 11 mit Rom unierte Pfarrämter bestehen, die von 11 Pfarrern bedient werden. DRK 11

Nach Mitteilung des evangelisch-lutherisch-ukrainischen Missionsrats werden in Maniawa, Jezierzaly bei Tlumacz und Lazarowka mit eigenen Kräften der Gemeindeglieder Kirchen erbaut. DRK 11

In Moskau ist der erste römisch-katholische Geistliche auf Grund der Vereinbarung zwischen Amerika und Rußland eingetroffen und der Bau einer amerikanischen Kirche im Werden. PZ 50

Im syrischen Jakobitenkloster zu Carems in Armenien sind zwei alte Handschriften der Peschito (Mc. Luc und Joh) zum großen Teil in syrischer Uebersetzung aufgefunden worden. AE LKZ 34

In Siam gibt es 16 000 buddhistische Tempel, 132 893 Priester mit 97 483 Novizen unter einer Gesamtbevölkerung von 11½ Millionen, darunter 10 000 protestantische Christen. NAM 9/10

Das Verhältnis der Kirchenmitglieder zur Gesamtbevölkerung in USA ist von 46,60 % in 1926 auf 48,19 in 1931 gestiegen. Die Gesamtziffer für alle Religionsgemeinschaften beträgt 60 812 874, davon römisch-katholisch 20 324 144, Baptisten 9 866 209, Methodisten 8 766 017. FZ 437/8. (Die protestantischen Gemeinschaften zählen nur ihre erwachsenen Mitglieder.)

Die Episkopalkirche in USA veröffentlicht einen Aufruf an die Mitglieder aller Kirchen in Amerika, sich zu einer gemeinsamen Front gegen den von der regierenden Partei in Mexiko geführten Religionskrieg zusammenzuschließen. IK 17

Der mexikanische Staat Moreklos hat die Zahl der Priester auf 1 für 75 000 festgesetzt, also 6 in diesem Staat. Im Staat Sonora wurde vier katholischen und einer evangelischen Kirche die Ausübung des Gottesdienstes untersagt und die Kirchen dem Finanzministerium unterstellt. Der Erzbischof Pasquale wurde, weil er außerhalb der Kirche Gottesdienst gehalten hatte, verhaftet, dann aber wieder freigelassen. FZ 449/0, 461/2

Der Gouverneur des Memelgebiets hat verfügt, daß zehn memelländischen Geistlichen die Arbeitsgenehmigung und das Recht ihrer seelsorgerischen Betätigung entzogen wird. Von diesen zehn sind sieben Reichsdeutsche, zwei rumänischer Staatsangehörigkeit und einer Baltе. Die meisten von ihnen sind noch aus der Zeit vor der Eingliederung des Memelgebiets in Litauen im Amt. Die Maßnahme wird sich insbesondere noch deshalb schwer für das kulturelle und religiöse Leben des Memelgebiets auswirken, weil Litauen nicht in der Lage ist, die geeigneten Ersatzkräfte zu stellen. FZ 25. 9.

Von Personen

Ernannt: Professor Heinrich Hackmann, bis vor kurzem Professor der Religionsgeschichte in Amsterdam, der seine 4000 Bände umfassende Bibliothek dem Religionsgeschichtlichen Institut in Marburg vermacht hatte, zum Ehrensenator der Universität Marburg. Gewählt: Evangeline Booth, vierte Tochter des Gründers, zum General der Heilsarmee, Professor Torsten Bohlin in Upsala zum Bischof von Härnösand. Lehrauftrag erhielt Privatdozent Lic. Johannes Fichtner in Greifswald für alttestamentliche Hilfswissenschaften. Gestorben: Professor Hans Haas in Leipzig, Oberkonsistorialrat Lic. Karl Dick in Berlin. ESt

Verschiedenes

Die Ostasien-Mission, die 7.—10. Oktober in Weimar ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert, grüßen wir herzlich. In der Methode ihrer Arbeit an den Kulturvölkern Chinas und Japans und in ihrer Aufgeschlossenheit für Fragen kritischer Religionswissenschaft war sie von den älteren Missionen von vornherein deutlich verschieden, aber beide haben in den letzten Jahrzehnten mannigfach voneinander gelernt und sich damit genähert. Die Pflicht zu weltweitem Blick ist uns heute deutlicher als sie Unzähligen vor fünfzig Jahren war; möge die unverwüstliche Lebenskraft des Christentums sich auch künftig wie in anderen Missionswerken, so in diesem bewähren! M

Der Diensteid der evangelischen Pfarrer und Kirchenbeamten sollte nach dem von der Nationalsynode am 9. August beschlossenen Gesetz mit einer Formel erfolgen (s. Sp. 767), die starken Widerspruch hervorrief (Sp. 815). Inzwischen ist am 20. August vom Staat angeordnet worden, daß die öffentlichen Beamten und die Soldaten folgenden Eid leisten: „Ich schwöre: ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe." Reichsbischof und Rechtswalter haben daraufhin am 13. September verordnet, daß die kirchlichen Beamten, da sie öffentliche Beamte sind, denselben Eid zu schwören haben (auch Geistliche, die hauptamtlich oder nebenamtlich im Dienst der kirchlichen Verwaltung stehen, also geistliche Konsistorialräte; ob auch die Superintendenten, Dekane u. dgl., wird man bald erfahren). § 2 des Gesetzes vom 9. August, der den Diensteid der Kirchenbeamten regelte, wird also wieder aufgehoben. Bei einem Presseempfang am 20. September erklärte Rechtswalter Jäger (wie schon seinen Worten auf dem Pfarrertag in Frankfurt zu entnehmen war), daß auch die Pfarrer den Beamteneid würden leisten müssen, allerdings in Verbindung mit einem Pfarrerpflichtgesetz. Daraus geht hervor, daß die am 9. August vorgeschriebene Formel nicht zur Anwendung kommen wird. M

Um die Deutsche Evangelische Kirche. Zum Kirchengesetz vom 9. August über Sicherung des reformierten Bekenntnisstandes ist am 20. September eine Ausführungsverordnung erschienen.

(Die Erörterung der Vorgänge in Bayern und Württemberg, die hier folgen sollte, mußte wegen der Sp. 901 mitgeteilten Verfügung zurückgestellt werden.)

In Berlin fand am 22. September eine Reichstagung der Deutschen Christen und am 23. die Einführung des Reichsbischofs statt (die feierlich ausgestaltet war, aber, wie ausdrücklich erklärt wurde, nicht in dem Sinne rechtliche Bedeutung hatte, als habe er nun erst sein Amt endgültig übernommen). Bei der Tagung der Deutschen Christen erfolgte unter anderem eine festliche Kundgebung in der Krollschen Oper, wobei Vizepräsident Dr. Kinder, Rechtswalter Jäger und der Reichsbischof sprachen. Der Reichsinnenminister Dr. Frick hatte zu dieser Tagung geschrieben: „Die derzeitigen Spannungen in der Deutschen Evangelischen Kirche erfüllen mich mit ernster Sorge. Ich begrüße deshalb jeden Anlaß, der die Möglichkeit bietet, die Befriedung der Lage in der Deutschen Evangelischen Kirche zu fördern. Nach Abschluß der organisatorischen Neuordnung werden alle Kräfte eingesetzt werden müssen, um zu einer Verinnerlichung des religiösen Lebens zu gelangen. Nur auf diesem Wege kann ein für Volk und Staat in gleicher Weise gedeihlicher Aufbau der Evangelischen Kirche vollzogen werden, bei dem alle kirchenpolitischen Bestrebungen einzelner Richtungen unterbleiben müssen, wenn es zur Gestaltung einer Kirche in des Wortes tiefster Bedeutung kommen soll. In der bestimmten Erwartung, daß sich die Arbeit auf der Reichstagung der „Deutschen Christen" in besonderem Maße diesem Ziele zuwenden und zu greifbaren Ergebnissen führen wird, wünsche ich der Veranstaltung vollen Erfolg."

Der Einführung des Reichsbischofs voraus ging am Sonntag früh ein Festakt im Hause des ehemaligen preußischen Landtags, bei dem Dr. Jäger die Hauptansprache hielt. Für die Landesbischöfe sprach der sächsische Landesbischof Coch, für die theologischen Fakultäten Professor Hans Schmidt (Halle). Von da begab man sich in den Dom. Das Reich war durch Innenminister Dr. Frick und Staatssekretär Meißner vertreten; die meisten Landesbischöfe, viele Synodalen, Pfarrer und sonstige Teilnehmer aus den verschiedensten Teilen Deutschlands füllten den Raum. Neben dem Reichsbischof standen als ältester der Landesbischöfe D. Kühlewein (Baden) und der Vikar des Reichsbischofs, D. Engelke. Von den Landesbischöfen fehlten der bayrische, der württembergische und der hannoversche; von den 17 evangelisch-theologischen Fakultäten waren 10 (meist durch ihre Dekane) vertreten (darunter von den außerpreußischen Jena und Heidelberg). Ausländische Bischöfe waren nicht beteiligt. Der Reichsbischof legte ein Bekenntnis ab und hielt eine Ansprache über Kirche, Amt und Gemeinde. Nach Schluß des Gottesdienstes hielt Dr. Kinder auf der Freitreppe eine Rede, auf die der Reichsbischof antwortete.

Gegen Ende des Abschnittes: „Um die Deutsche Evangelische Kirche" in letzter Nummer (Sp. 864) ist versehentlich eine Zeile wiederholt, eine ausgefallen. Es sollte heißen: Je schärfer die Gegensätze werden, um so mehr sollen wir der Versuchung widerstehen, augenblickliche Erfolge oder Mißerfolge als endgültig anzusehen. Die Geschichte geht weiter und der Christ vertraut darauf, daß über ihr ein Wille steht, der auch das, was uns heute verworren scheint, Seinem Plan dienen läßt. M

Die theologischen Denkschriften, die von der Reichskirchenregierung am 9. August der Nationalsynode vorgelegt wurden, eine über Kirche und Bekenntnis, eine über das grundsätzliche Verhältnis von evangelischem Christentum und politischer Bewegung, sind kurz, aber (so gewiß einzelne Behauptungen umstritten bleiben werden) wohl abgewogen, für den Theologen von Interesse und dem Laien verständlich. Ungerecht ist das Urteil, das bei der Union von 1817 die religiösen Motive verkennt; im übrigen aber werden die strengen Vertreter der Lehren der Bekenntnisschriften mehr Einwendungen gegen den Inhalt dieser Denkschriften machen als die Anhänger einer bewußt evangelischen und deshalb den überlieferten Dogmen gegenüber kritischen Theologie. Bei manchen Sätzen der zweiten Denkschrift wird die Zustimmung des Lesers davon abhängen, ob er die Tatsachen ebenso sieht, die hier vorausgesetzten politischen Urteile bejaht. Zu beziehen sind die Denkschriften vom Verlag der Deutschen Evangelischen Kirche, Charlottenburg, Marchstr. 2. M

Die Zahl der Studenten der evangelischen Theologie an deutschen Hochschulen, die in den letzten Jahren eine früher nie gekannte Höhe erreicht hatte und weit über den Bedarf hinausging (1932: 547; 1933: 671, 815), ist 1934 etwas zurückgegangen. Betrug sie seit 1932 etwa 7500 (im S.S. 1933 noch mehr) und im W.S. 1933/34 unter Hinzurechnung der Studenten der theologischen Schulen in Bethel und Elberfeld und der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien immer noch 7500, so sind es im Sommer 1934 nicht viel über 6500 gewesen, also fast 1000 weniger. Aber auch diese Zahl ist noch viel zu hoch; soweit es sich um die von den Hochschulen gemeldeten vorläufigen Zahlen handelt, pflegen die endgültigen überdies etwas höher zu sein, und wenn der Zugang schwächer war, so liegt das daran, daß Viele zunächst in den Arbeitsdienst kommen, also den Beginn des Studiums nur hinausschoben. Je größer die Zahl auf Jahre hinaus bleibt, um so schärfer wird der Wettbewerb sein müssen, um so mehr werden nur die Tüchtigeren Aussicht haben (wobei mit Tüchtigkeit, dem Wesen der Theologie und des Pfarrerberufs entsprechend, nicht nur die wissenschaftliche gemeint ist, aber auch sie). Die bisherigen Predigerseminare hätten ohnehin zur Aufnahme aller Kandidaten für die nächsten Jahre nicht gereicht; aber die Ausbildung der jungen Theologen zwischen Universität und Pfarramt soll auch mancherlei Reformen erfahren, über die beraten wird. Was die einzelnen Fakultäten betrifft, so waren die stärkstbesuchten in den beiden letzten Semestern wieder Berlin (im Winter rund 1000, im Sommer rund 750) und Tübingen (im Winter rund 750, im Sommer 800); unter den übrigen ist namentlich Königsberg gewachsen, dem unter anderem der Zug nach Osten zugute kommt (in diesem Sommer fast 500); die kleinsten sind Jena und Kiel (rund 150). M

Fanö. Zu der Sp. 852 erwähnten Textverschiedenheit: cordial goodwill wird in anderen Uebersetzungen mit „aufrichtig guter Wille" oder aber „aufrichtig herzliche Gesinnung" wiedergegeben. Ferner dürfte der englische Ausdruck free discussion nicht einfach mit „Aeußerungsfreiheit" (Sp. 854), sondern besser mit „freier Aussprache" wiedergegeben werden. In dem auch in der CW gebrachten Text fehlte die erste und Hauptbitte des Rates für seine deutschen Brüder, nämlich die der Freiheit, „das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus zu verkündigen und seinem Wort gemäß zu leben" (freedom to preach the Gospel of our Lord Jesus Christ und to live according ti His teaching).

In den Bericht Kellers in voriger Nummer ist leider ein sinnentstellender Druckfehler geraten: Sp. 852, letzte Zeile vor dem ersten Absatz, muß es, wie sich auch aus dem Zusammenhang ergibt, heißen: das „ökumenische Gespräch" fortzuführen (statt: nicht fortzuführen).

Wichtiger Handschriftenfund. Durch die Zeitungen ging kürzlich ein Bericht, es sei bei einer französischen Ausgrabung in Dura-Europos (in Mesopotamien), wo schon viel für die Religionsgeschichte Neues und Wichtiges zutage gefördert worden ist, auch ein Fragment des griechischen Textes von Tatians Diatessaron in einer Handschrift aus dem 3. Jahrhundert entdeckt worden. Dieser Fund hat für die Wissenschaft große Bedeutung. Der Urtext dieser ältesten Evangelienharmonie (um 170) ist verloren gegangen. Wir können ihn fragmentarisch wiederherstellen am ehesten aus Zitaten des syrischen Kirchenvaters Efrem, der seinen Evangelienkommentar auf dem syrischen Diatessaron aufbaut. Dann gibt es eine arabische und eine lateinische freie Bearbeitung. Eine deutsche Uebersetzung der lateinischen Bearbeitung ist die Vorlage des Heliand. Auch eine mittelniederländische Evangelienharmonie geht auf Tatians Werk zurück, hat sogar manche Spuren des Urtextes treuer bewahrt als der Lateiner. Griechische Zitate des Diatessarons lagen bisher merkwürdigerweise nicht vor. Keiner der griechischen Kirchenväter hat sich viel um das Diatessaron Tatians, der als Ketzer galt, bekümmert. Ja, hervorragende Forscher wie Zahn und Ploji, konnten sogar die These aufstellen, es habe nie ein griechisches Diatessaron gegeben. Der jetzt gefundene Papyrus ist somit das erste Zeugnis für einen griechischen Tatian. Von besonderem Interesse wird der Text dieses Fragments sein. Er wird demnächst von dem Amerikaner C. Kraeling veröffentlicht werden unter dem Titel: Tatian: The Yale Fragment of the Greek Text (60 S.), in den von Kirsopp Lake und Frau herausgegebenen Studies and Documents (bei Christophers, London). Hans Windisch

Versammlungskalender

5.—7. Oktober Evangelischer Bund Breslau
6.—8. Oktober Bachfest Bremen
7.—10. Oktober Jubiläumstagung der Ostasien-Mission Weimar
19.—23. Oktober Deutsche Missionskonferenzen Tübingen

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 II. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. Oktober